Girandola.

Vierter Band.

Girandola.

Novellen

von

Bernd von Guseck.

Vierter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1856.

Inhalt.

Die Brüder von Allgund.

1.

„Hier ist die Paßhöhe, gnädiger Herr. Von nun an geht es bergab und die milden Lüfte des Südens werden wohlthuend unsere Schläfe umwehen."

„Wie nennt Ihr den Ort?" fragte der blasse, schlank aufgeschossene Mann, dessen reiche Kleidung ihn als den Vornehmsten in der zahlreichen Reisegesellschaft erscheinen ließ, welche den letzten Aufgang der, auch in jener Vorzeit schon, vielbesuchten Straße empor ritt.

„Er heißt der Brenner," antwortete der Begleiter.

Das unruhige Auge des jungen Fürsten flog über die rauhen, unwirthlichen Höhen, wo spärliche Halmfrucht auf den Ackerstückchen, die des Menschen Fleiß dem Boden abgetrotzt hatte, noch grün in Aehren

stand, während die Reisenden gestern schon über Stoppelfelder geritten waren. Eine scharfe Gebirgsluft strich über die grauen Klippen und Blöcke, welche hier und dort massenhaft gethürmt lagen und blies das schwarze Lockenhaar, das die schmalen Wangen des vornehmen Jünglings umflatterte, wie einen wehenden Schleier zurück, den nackten Hals empfindlich kältend.

„Brenner!" wiederholte der Fürst, indem er vor Frost schauerte. „Der Name lügt!"

„O Euch wird warm und wohl werden im Lande Tyrol!" versetzte sein Begleiter. „Ihr waret ja schon entzückt von all' dem Reichthum seiner schönen Natur, Inspruck hat Euch gefallen, sagtet Ihr selbst, und wenn Ihr erst das Edelste in diesen Bergen, sein Volk! werdet kennen lernen, dies kernhafte lautere Volk nach dem Herzen Gottes —"

„Hochwürdiger Herr, ich zweifle nicht daran!" unterbrach der Fürst die Rede, die ihm zu laut wurde. „Aber vorerst schildert mir mit wahren und ungesuchten Farben meine Braut. Ihr kennt sie — Ihr habt sie erzogen!"

Der geistliche Herr ließ sein Pferd mit verkürztem Zügel einen kleinen Sprung machen, gleichsam, matt zur Protestation, die er aussprach: „Ihr Erzieher zu

sein, kann ich mich nicht rühmen. Nur im Christenthume habe ich sie unterrichtet und später zuweilen ihre Beichte empfangen."

„Die Ihr nicht ausplaudern dürft," sagte der Fürst lächelnd, wodurch sein Gesicht momentan einen interessanten Ausdruck gewann, welcher aber gleich wieder erlosch. „Doch von ihrer Gestalt zu sprechen, wird Euch freistehen und ich will nicht fürchten, daß Ihr Herren, hier zu Lande weniger Kenner seid, als Euresgleichen in Mähren oder gar in unserm schönen Luxemburg."

Den Scherz beantwortete der Priester nicht, wiewohl er ihn auch nicht schwerfällig nahm. „Ich habe das Bild gesehen, das man Euch von Fräulein Margarethe geschickt hat," erwiederte er. „Es ist von Meisterhand, von einem Venetianer gemalt, welchen König Heinrich — unser Graf, besser gesagt — nur deshalb heraufkommen ließ, und lange Zeit fürstlich gehalten hat auf dem Schlosse Tyrol."

„Also ist es ähnlich?" rief der Fürst.

„Wohl — so weit ein bloßes Bild dem Original ähnlich sein kann — immer doch fehlt die Seele!"

„Hier nicht!" rief der Fürst immer wärmer. „Hättet Ihr in diesem dunkeln Auge zu lesen verstanden, das aus der Leinwand zu Euch spricht,

hättet Ihr die lebensvollen Züge, das üppige Colorit, die prächtigen Formen des Halses und Nackens betrachtet, Ihr würdet mir nicht sagen, daß die Seele fehlt! Bürgt Euer Wort mir dafür, daß das Bild ähnlich ist?"

Der geistliche Herr war offenbar in Verlegenheit. Hatte ihn die Schilderung verletzt, in welcher nur allzusehr das leichte Blut des Luxemburgers und seine noch leichtere französische Erziehung sich aussprach, oder war es die verlangte Bürgschaft?

„Wie soll ich Eurer Ungeduld genügen?" antwortete er lächelnd. „Ich habe das Fräulein, seitdem das Bild gemalt ist, nicht gesehen, da ich zu einer Sendung außerhalb Landes gebraucht wurde, und so kann ich Eure Gnaden nur bitten, sich bis auf drei kurze Tage zu gedulden."

Der fürstliche Bräutigam nahm die Ausrede im besten Sinne, und seine Erwartung wurde nicht wenig dadurch gesteigert. Mit einem glühenden Blicke versetzte er: „Es hat einen eigenen Reiz, von der noch unbekannten Verlobten zu sprechen. Die Andern kennen und glauben das nicht, so bedauern sie uns vom fürstlichen Geschlechte wohl gar, daß wir nicht vorher Brautschau halten können. Ich finde darin grade Poesie."

Es wurde dem geistlichen Herrn erspart, auf diese Bemerkung etwas zu erwiedern, das vielleicht harte Prosa gewesen wäre. Sie hatten eben die Höhe erreicht, wo ihnen die festen und weitläufigen Gebäude der Brennerwirthschaft entgegen sahen, welche eben von zahlreichen Reisenden besucht war. In jener Zeit führte zwar noch nicht wie heut, eine Kunststraße, so bequem und sicher als sie nur möglich ist, über diesen niedrigsten der Alpenpässe, aber darum war er vielleicht nicht weniger befahren, denn zwischen den reichen, süddeutschen Städten bestand der regste Handelsverkehr mit Venedig, dem Emporium der Produkte des Morgenlandes, ehe der Seeweg nach Ostindien gefunden war, und grade über den Brenner nahmen die Waarenzüge — versteht sich unter sicherm Geleit — auf Wagen und Saumthieren meist ihren Weg.

Auch heut war ein solcher heraufgekommen und rastete eben, als die von Norden anlangenden Reisenden die Paßhöhe gewannen. Man sah einige schwerbepackte Wagen vor dem Wirthshause stehen, Pferde und Maulthiere schon auf wälsche Manier mit wollenen Quasten geschmückt, erhielten ihr Futter, ein Dutzend bewaffnete Knechte lagerte, jenseit der Heerstraße, am Abhange des Berges, der hier die Aussicht sperrte und laute, fröhliche Stimmen schallten den Reisenden entgegen.

Als man ihrer ansichtig wurde, sprangen die Reisigen rasselnd vom Boden auf und ein kleiner, dicker Mann, der unter dem Thorwege des Hauses stand, schrie erbleichend: „Zu den Waffen!“ Aber zum Glück gewahrte er gleich den geistlichen Herrn, welcher neben dem Fürsten an der Spitze des Zuges ritt und mit erleichtertem Herzen rief er den Knechten zu: „All' gut! Es ist ja der Hochwürdige Vicar von Sanct Johannis!“ Behend, wie er trotz seiner Leibesstärke war, ging er den Ankommenden ein paar Schritte entgegen, grüßte mit neugierigen Augen den jungen, vornehmen Herrn, mit freundlicher Ehrerbietung den Priester und musterte dann, während der Zug Halt machte und Alle absaßen, um hier auch Rast und Erfrischung zu suchen, Mann für Mann, bis auf die kleinsten Dinge ihrer Ausrüstung. Der Fürst war, von einigen Edelleuten seines Gefolges begleitet, in das Haus gegangen, unter dessen Pforte ihn die Wirthin empfing, der Vicar aber trat zu dem kleinen Manne, den er wohl kannte und grüßte ihn. Es war ein reicher Kaufmann aus Botzen, der in Handlungsgeschäften einen Zug mit Gütern, den er nach Franken schickte, selbst begleitete.

„Sagt mir, hochwürdiger Herr,“ fiel dieser gleich aus, „in welcher Societät reiset Ihr? Die fremdländische, höchst feine Kleidung — ein Tabarro von

Sammet, und am Hute, weiß Gott! ein Juwel, wie ich es kaum bei Gian Brunelli zu Venedig gesehen! Ich bitte Euch, laßt mich nicht die weite Reise in quälender Ungewißheit, wer dieser junge Herr ist."

„Nein, Herr Pacheltner, ich will Euch nicht mit dieser unbefriedigten Wißbegier in die weite Welt schicken. Es ist der junge Markgraf von Mähren, Herr Johann Heinrich, des Böhmenkönigs Sohn, Ihr wißt ja."

„Gesegnete Stunde!" rief der Kaufmann. „Also unser künftiger Landesherr! O hätt' ich das gleich gewußt, ich hätte auch seine Person mehr observirt — das Juwel zog allzusehr mein Auge auf sich. Wie alt ist er denn? Und — will hoffen, ein Mann, was man sagt, von Leib und Seele? denn hochwürdigster Herr, unser Fräulein von Tyrol — ei, ei! Hab' ich etwas Ungehöriges gesagt? Bitte Eure Reverenz um Verzeihung!"

„War unser Landesherr schon eingetroffen, als Ihr Botzen verließet?" fragte der Vicar.

„Noch nicht! Er wurde zwar erwartet, aber mir sagte vor einigen Tagen noch der Schwarze von Allgund, daß Herr Heinrich auf Schloß Tyrol mit den großartigsten Anstalten beschäftigt sei und nicht eher herabkommen werde, als bis ihm Meldung zuginge,

daß der Freier im Anzuge. Es wird eine Hochzeitfeier werden, wie noch keine im Lande erlebt worden ist."

„Habt Ihr den Braunen kürzlich auch gesehen?" fragte der Vicar.

„O nein, der war auf Kippach," erwiederte Pacheltner lächelnd. „Schon acht Tage."

„So!" versetzte der geistliche Herr sichtlich erfreut. „Es hat also eine Aussöhnuug zwischen den beiden Frauen stattgefunden?"

Weil der Sohn der Allgunderin das Töchterlein der Kippacherin besucht?" entgegnete der Kaufmann. „Ich dächte dergleichen Historien hätte man schon zu oft in der Welt erlebt. So lange die auf Kippach ihre Augen offen hat, ist wohl an eine Versöhnung mit der von Allgund nicht zu denken."

Der Vicar drückte dem Kaufmann die Hand, und seufzte. Dieser verstand ihn und fuhr fort:

„Ja wohl, Hochwürdigster. Es ist ein Jammer, der einem das Herz zuschnüren kann, wenn man sieht, daß Zwei im Grunde einander so lieb haben und doch eine Scheidewand dazwischen getreten ist, schwarz, wie ein Bahrtuch. Ich komme zuweilen hinauf und hab' mich schon einmal erdreistet, ein Wort zur

Sühne zu sprechen, da die Frau von Kippach so gar freundlich zu mir war — aber wie hab' ich's bereut! Es war, als hätt' ich Oel in wildes Feuer gegossen. Beim Heimgange warf ich mir auch die Dummheit vor, denn wo Ihr nichts ausgerichtet —"

Ihr vertrauliches Gespräch wurde durch einen Edelmann aus dem Gefolge des Markgrafen gestört, welcher den Vicar aufforderte, das Mahl seines Herrn zu theilen und später fand sich keine Gelegenheit mehr zur Forsetzung, denn Johann von Mähren, unruhig wie er war, drängte zum Aufbruch. Gern hätte der Vicar noch etwas Näheres über das entsponnene Verhältniß zwischen dem Einen der Brüder von Allgund und der jungen Erbin von Kippach gehört, gern auch nach den wichtigern Verhältnissen — denn sie betrafen das ganze Land! — auf Schloß Tyrol gefragt. Aber schon wurden die Rosse, denen man kaum Zeit gegönnt hatte, ihren Hafer zu fressen, wieder aufgezäumt, der Fürst nahm den Vicar ganz in Anspruch und würdigte den Kaufherrn von Botzen, welcher sich in bescheidener Entfernung hielt, kaum eines Blickes, geschweige denn eines Wortes. So nahmen die beiden Tyroler nur mit einem Gruße von einander Abschied, und Herr Pacheltner blickte, als der Zug nach der Richtung aufbrach, wo sich das Thal des Eisack absenkt, dem Fürsten, den er jetzt

genau in all' seinen äußern Qualitäten gemustert hatte, mit einem ganz eigenen Ausdrucke nach.

„Schau!" sagte er für sich. „Unser Herr ein gewesener König von Böhmen — dem da sein Vater der jetzige König von Böhmen — Geschwisterkind das Brautpaar, — so daß der heilige Vater Dispens geben mußte — es sieht nach lauter Fried' und Versöhnung aus! Aber wenn ich an Allgund und Kippach denke — dort sind noch zwei Herzen, die sich innig lieb haben seit langen Jahren, wie nur ich weiß und dennoch! Was soll man von dieser Verbindung hoffen, wo das Paar so ungleich ist! Du armer Fürst!"

Ein Gedanke, wie er in den letzten Worten des Botzener Kaufmanns lag, kam dem Markgrafen gewiß nicht in den Sinn, denn er lächelte mit solcher Zuversicht seiner Zukunft entgegen und liebäugelte zugleich von Zeit zu Zeit so wohlgefällig mit seinem eignen Schattenriß, welchen die westwärts sich neigende Sonne auf den ziemlich eben fortlaufenden Grund warf, daß es dem Vicar, der sonst wenig auf ihn achtete, nicht entging. Da drängte sich auch diesem der Vergleich auf, welchen sein kleiner dicker Freund eben gemacht hatte, und er warf einen fragenden Blick in das Himmelsblau, das sich kristallrein über das Gebirge spannte.

„Sanft, will ich hoffen —“ gab Markgraf Johann Heinrich seinem innern Gedankenlauf Worte — „sanft, wie dies murmelnde Bächlein, das sich hier zu uns gesellt hat!“

Wenige Schritte von der Heerstraße entsprungen, von lebendigem Drange klaren Geriesels, schlängelte sich neben den Reitern ein Wildbach durch das saftige Grün der Hochwiese. Der Vicar kannte ihn wohl und auch seinen weitern Lauf, er hätte sich gern bekreuzt vor dem Wunsche des Fürsten, daß die Sinnesart seiner Braut diesem Gewässer gleichen möchte. Jetzt war es verschwunden, hatte seinen Pfad leichtern Laufes gesucht, als die Heerstraße, welche des Menschen Hand mit Fleiß dem Felsboden abgetrotzt hatte, und brauste bald in jähem Sturze zur Verbindung mit andern Bergwässern in ein tieferes Geländ hinab. Nun fing auch der Weg an, sich zu senken und es währte nicht lang, so schlossen ihn wieder die Felswände ein und zur Seite schäumte ihr wieder ein Strom, wie jenseit der Paßhöhe, nur daß er jetzt mit ihm zog, nicht mehr entgegen, wie drüben alle andern seit Inspruck. Aber keiner jenseit des Brenner schien jetzt dem Vicar so wild und unbändig über die Klippen in seinem Bett getobt zu haben und als der Markgraf, der sich an der schauerlichen Schönheit seines Ungestüms, an dem Brausen

und Donnern seiner Katarakte freute, nach dem Namen des tollen Bergstroms fragte, nannte er ihm wohl den Eisack, aber er hütete sich, ihm zu sagen, daß es derselbe sanfte, murmelnde Bach sei, welchen er vor Kurzem noch als seiner Braut Ebenbild begrüßt hatte.

2.

Heiß brannte die Sonne in dem Kesselthale, in welchem die Stadt Botzen ihre engen, winkeligen Straßen — damals noch winkeliger, als heut — zusammengedrängt hatte. Die mächtigen Bergmassen, welche rings umher gethürmt sind, nur von wenigen strahlenförmig aufsteigenden Thälern getrennt, wehrten jedem Luftzuge, und unter den Weinlauben, die sich weithin um die Stadt ziehen, war es so schwül, daß kein menschliches Wesen aushalten konnte. Mittagsstille des Südens überall!

Wie eine Störung klang daher der rasche Tritt eines Mannes, welcher allein durch die vom Weinlaub dicht berankten Gänge schritt, auf die Straße nach Trient hinaus. Er eilte, diesen Glutregionen zu entkommen, und holte erst erleichtert Athem, als er, in einen Nebenpfad biegend, den Fuß des Berg-

hanges erreicht hatte, in dessen schattigem waldbewachsenem Saume er auch seine Hast mäßigte. So einsam der Weg schien, unbemerkt war der eilfertige Wanderer nicht geblieben. Aus einem Fenster des letzten Winzerhäuschens blickte ihm ein Augenpaar nach, so lange es ihn verfolgen konnte, und die jugendliche Schönheit des Mannes, dem jene Blicke galten, war wohl geeignet, bewundert zu werden. Markig die Gestalt und doch schlank und schmiegsam, ein blühendes Antlitz von einer Fülle schwarzer Locken umwallt, an Zügen edel und klar, von einem Feuerauge belebt, dessen Blitz, wo er traf, zünden mußte: Liebe oder Furcht! so erschien der Vorübergehende, welchem aus dem erwähnten Winzerhäuschen so theilnehmende Blicke folgten. Es war aber kein Mädchen, das ihm hier nachschaute, sondern ein Knabe von etwa zehn oder zwölf Jahren, in phantastischer Tracht, ein Knabe mit einem feinen, blassen Gesichte, mit listigen Augen und lächelndem Munde.

„Kennst Du den Mann?“ fragte er dann zurückgewandt eine alte Frau, welche vertraulich ihre Hand auf seine Schulter gelegt hatte.

„Gesehen hab' ich ihn schon, aber ich kenn' ihn nicht,“ war die Antwort.

„Du weißt seinen Namen, sag' ich!“ rief der Knabe voll Ungeduld.

„Ich weiß, daß er aus dem Vintschgau ist oder nah' bei Meran, aber wie er heißt, weiß ich nicht. Hab' ich hier schon zur Messen gesehen, wo die Frauen, Alt und Jung, ihm nachschauten mit Liebesblicken —"

„Hast wohl schon brauen müssen seinetwegen?" warf der Knabe lachend ein.

„Junker!" versetzte die Alte mit einem bösen Gesicht. „Wenn Ihr herkommt und mich aushorchen wollt, um mich auf den Scheiterhaufen zu bringen, so nutzt es Euch nichts — ich brenne nicht!"

„Bist doch trocken genug," sagte der Knabe keck. „Fahre nur nicht aus der Haut! — Ich hab' noch ein Geschäft in der Stadt und werde zum Abend wieder kommen, dann will ich Bescheid haben für — den, der mich gesandt hat."

„Für den oder für die?" fragte die Alte lauernd. „Es kommt Alles darauf an, wenn es wirken soll."

„Verlang' ich denn schon ein solches Höllengebräu?" rief der Junker. „Ich will blos wissen, ob es wahr ist, daß Du verstehst, Herzensneigung zu erwecken.".

„Wie alt, wie alt seid Ihr denn, Junker?"

fragte die Alte. „Sprecht ja, als hättet Ihr schon den stärksten Bart um Mund und Kinn! — So hört. Herzensneigung kann ich nicht wecken — Gott helfe mir!“

„Hüte Dich, ein Spiel mit mein — mit dem, der mich gesandt hat, zu treiben!“ sagte der Knabe. „Zum Abend wirst Du mir einen bessern Bescheid geben und auch den Namen — hörst Du? — den Namen des schwarzlockigen Mannes, der so eben hier vorüber ging!“ Mit diesen in drohendem Tone ausgesprochenen Worten verließ der kleine Junker die Hütte und wanderte nachlässigen Schrittes zur Stadt.

Unterdessen hatte der junge Mann, welcher hier ein Gegenstand der Neugier geworden war, den Bergpfad verfolgt, welcher in die schattige Waldung führte. Langsam stieg er empor, stand oft still und horchte hinauf, ob sich noch kein Fußtritt nahe. Aber die Sabbathstille des Mittags lag auch über dem Bergwalde, selbst die Vögel, welche ihn sonst mit tausend fröhlichen Stimmen beleben, waren verstummt und hielten Siesta. Der Wanderer hatte endlich eine lichte Stelle erreicht, wo ihn wenige Schritte zur Seite auf einen Vorsprung führten mit freier Aussicht in das Thal: hier beschloß er zu warten.

Er stellte sich hinaus auf den höchsten Stein der Kuppe, welcher weit überhängend mit seiner Last in die Tiefe zu stürzen drohte. Gekreuzten Armes stand der Jüngling und ließ sein schwarzes Auge über das breite Thal schweifen, in welchem die Etsch ihre grünen Wogen der italienischen Grenze zuführte, grad gegenüber hatte sie, vom Eisack nach Süden geworfen, ihren Bogen gemacht, dort hinauf — wo die gewaltigen Bergmassen das Sarathal mit seinem wilden Talferstrom umfaßten — dort hinauf irrte dann das Auge des Schauenden, seiner gesegneten Heimat zu, es nahm einen weichen, fast wehmüthigen Ausdruck an, der Einsame dachte an seine Mutter!

Und von dem Gedanken in andere Richtung gelenkt, wandte sich schnell der Blick auf die starken Zinnen eines Schlosses, das auf einem höher gelegenen Punkte desselben Berges sichtbar war, es beherrschte von hier aus die Thalstraße, welche tief unten zwischen Bäumen dahin lief. Ein Seufzer hob die Brust des Jünglings: hätte der Wunsch, der so heiß diesen Seufzer gebar, verwirklicht werden können, mit welcher Seligkeit hätte der Sohn sein Roß zur Heimkehr gespornt, denn er wäre als ein Bote des Friedens zu seiner Mutter gekommen!

Jetzt hörte er endlich aus dem Walde, wo sich

der Pfad zum Schlosse ziemlich steil erhob, den Schritt eines Herabkommenden, hörte deutlich das leise Klingen einer Schwertscheide im Gestein anschlagen, und dabei abgebrochene Töne eines heitern Liedes. Freudig eilte er entgegen: es war sein Bruder.

Verleugnen konnten sich die Beiden nicht, ihre Aehnlichkeit war zum Verwechseln groß. Zwar zeigte die Gestalt des Andern nicht dieselbe markige Kraft, auch hatte er statt der schwarzen, üppigen Locken ein glänzend braunes Haar, das in schönen Wellen auf seinem weißen Nacken lag, und die Züge des Antlitzes waren weicher, beinah' mädchenhaft — aber sonst hatten Beide genau dieselbe Größe, gleiche Haltung, gleichen Gang, ihre Gesichtsfarbe war von demselben blühenden Roth der Wange belebt, gleiche Bildung der klaren Züge und auch das Auge voll Feuer in einem Antlitz, wie in dem andern, nur daß es bei dem Braunen niemals Furcht zu wecken vermochte, nur inniges Wohlwollen — so standen im Buchenwalde zusammen die Zwillingsbrüder von Allgund.

„Grüß Dich Gott, Reinhold!“ rief der Erstere dem Kommenden zu und streckte die Hand nach ihm aus. „Ich glaubte schon, Dich nimmer wieder zu sehen. Alle Tage bin ich hieher gegangen, wie zu

einem verzauberten Berge und habe angeklopft an den Stein, daß sie Dich wieder herausgeben sollten."

„Hab' ich im verzauberten Berge gesessen, Reinhart," erwiederte der Zweite, „so ist es doch kein böses Werk gewesen, sondern Gottes Seligkeit drinnen!"

„Wissen sie von Dir, wer Du bist?" fragte Reinhart.

„Werd' ich sie betrügen?" entgegnete der Zweite.

„Nein, Reinhold, das weiß ich!" sagte der Schwarze. „Und haben sie von unsrer Mutter gesprochen?"

„Wohl haben sie's, oder nur die Frau, denn Anna, weißt Du, kennt ja unsere Mutter kaum — leider!"

„Ja, leider!" bestätigte Reinhart. „Und da sie wußten, daß Du Reinhold von Allgund bist, was sagte die droben? Mich wundert, daß sie Dich litt, und besonders, weil's um Anna war. Erzähle."

Dies Gespräch wurde im Niedersteigen durch den kühlen, schattigen Bergwald geführt und in jener naiven Tyroler Mundart, wie sie zu alter Zeit, noch mehr, als in unsern Tagen, Hoch und Niedrig von dem ungezierten Bergvolke gesprochen wurde. Unsere

Leser werden es uns aber gewiß eher danken, als verargen, wenn wir ihnen die Worte im verständlichen Deutsch geben, es wird zwar, ohne Frage, manches frische Farbenstäubchen der Ursprünglichkeit abgestreift, aber wie wir aus Ueberzeugung nie bei Erzählungen aus der Vorzeit den Chronikenstyl gebraucht haben, weil wir sie in lebendiger Form, nicht als abgestaubte Petrefacten aus einer Sammlung von Alterthümern, bringen wollten, eben so entschieden aus Ueberzeugung vermeiden wir die besondern Volksdialecte, welche nur Solchen dichterisch zustehen, die Jahrelang mit ihnen vertraut, im Fühlen und Denken des Volkes, in all' seinem Pulsschlag des Lebens heimisch geworden sind. Solche besitzen wir und rechnen es unserm Vaterlande und seiner Literatur zur Ehre — einen Standpunkt sollen und können aber nicht Alle haben, denen überhaupt die öffentliche Theilnahme eine Stelle darin angewiesen hat: sei es nur eine bestimmte und die mit ehrenhaftem Streben ausgefüllt wird!

Die Zwillingsbrüder von Allgund, welche die Mutter nicht ohne Widerspruch des Pfarrers Reinhart und Reinhold genannt hatte, ein Widerspruch, welcher im Namen nicht eine Vermehrung der Schwierigkeit dulden wollte, die so täuschend ähnlichen Knaben zu unterscheiden, waren im ganzen

Vintschgau und weiter hinaus bekannt. Aehnlich waren sie geblieben, auch in der Gesinnung, wie in Gedanken und Worten, aber die Natur hatte doch gütig für ein Unterscheidungszeichen gesorgt, durch das Haar, wonach, wie wir bereits auf dem Brenner gehört haben, die Jünglinge auch benannt wurden. Sei es uns daher vergönnt, sie gleichfalls nach Bedürfniß so zu bezeichnen.

Ihren Herzensaustausch auf dem Rückwege nach Botzen überlassen wir der Phantasie unserer Leserinnen. Sie können denken, daß Reinhold viel von seiner Geliebten sprach und dem Bruder, welchem keine Falte seines Herzens verborgen blieb, von jedem kleinen Umstande im Verkehr mit ihr, der nur für die Betheiligten von Interesse ist, Rechenschaft gab. Reinhart suchte wiederholt, aber immer mit wenig Erfolg, die Rede bei Anna's Mutter zu bannen, wollte wissen, wie diese sich während der achttägigen Anwesenheit Reinhold's auf Kippach gegen ihn benommen, wie sie sich über ihre, der Zwillinge Mutter geäußert habe, und ob sie nicht ein Funken Hoffnung daraus erkennen lasse, daß sie zur Versöhnung, nach welcher ein sie liebendes Herz so lange Jahre schon geschmachtet, endlich die gebotene Hand nicht länger zurückstoßen werde — aber Reinhold wußte darüber beim besten Willen wenig zu berichten

und so lenkte sein Wort stets wieder in die Bahn, wo es so reichen, so herzerquickenden Stoff zur Mittheilung fand. Seine Stimme klang noch wohlthuender, als gewöhnlich, sein Antlitz hatte eine wahre Verklärung angenommen.

Die alte Frau, welche Reinhart's Aufgang hinter dem offenen, weinumrankten Fenster belauscht hatte, saß jetzt vor der Thüre des Winzerhäuschens und spann. Als sie die Brüder kommen sah, stand sie auf und schien einen Augenblick zweifelhaft, ob sie ihnen ausweichen sollte — aber sie blieb stehen. Reinhold bemerkte sie zuerst. „Da steht die Elsi!" sagte er. Und wie die kleine dürre Frau von ihrer Thürschwelle ihnen keinen Schritt entgegen that, rief er ihr freundlich zu: „Kennst uns wohl gar nicht mehr, Elsi? Oder bist stolz geworden, weil Du Dein eigen Haus hast?"

Bei der Anrede kam Leben in die Alte, sie sprang zu den Brüdern und da sie auch Reinhart begrüßte, so fehlte wenig, daß sie nicht Beiden um den Hals gefallen wäre. Auf die Frage: wie es ihr gehe, erwiederte sie: gut! erzählte, daß ihr Schwestersohn als Weingärtner zum hochwürdigen Bischof nach Brixen kommen solle und fragte dann wiederholt nach ihrer früheren gnädigen Herrschaft von Allgund. So standen die Brüder wohl eine Viertelstunde bei

der kleinen Alten und als sie endlich fortgegangen waren, lief sie in ihre Kammer, setzte sich in den dunkelsten Winkel, zog die Schürze über den Kopf und weinte bitterlich.

Botzen war in großer Bewegung. Ein Eilbote war vor einer halben Stunde in die Stadt gesprengt und hatte die Nachricht gebracht, daß der junge Markgraf von Mähren, der Verlobte des Fräuleins von Tyrol, welchen man erst in einigen Tagen erwartet hatte, binnen wenigen Stunden seinen Einzug halten werde. Während nun zu seinem Empfange, so gut es die karg gemessene Zeit erlaubte, die nöthigen Anstalten getroffen wurden, sprengte sofort ein anderer Bote gegen Gries hinauf, um die Nachricht dem Landesfürsten zu überbringen, der noch immer bei Meran auf dem Schlosse Tyrol verweilte, wo die Vermählung gefeiert werden sollte.

Auf die Straße nach Brixen hinaus, von wo der Markgraf kam, strömte eine schaulustige Menge. Da konnte man all' die bunten Trachten sehen, wie sie von uralter Zeit her jedes Thal des Tyroler Landes eigenthümlich hat, hier in dieser Gegend war besonders viel Abwechselung. Gern wäre auch Reinhart mit hinausgeritten, um seinen künftigen Landesherrn zu begrüßen, aber den Bruder zog es nun, da er aus dem Zauberkreise seiner Geliebten

getreten war, mit Allgewalt nach der Heimat, und noch ehe irgend ein Zeichen die Annäherung des Fürsten kund gab, ritten die Beiden mit ihrem Knechte über die Brücke in anderer Richtung aus Botzen. Dort hielt noch ein Knecht mit zwei schön ausgerüsteten Pferden, der auf seine Herren wartete. Reinhold bewunderte das eine der Thiere wegen seines herrlichen Baues und fragte den Knecht, wem das feurige Roß, das er am Zügel kaum zu bändigen vermochte, gehöre.

Der Knecht warf ihm aber statt der Antwort nur einen stolzen Blick zu und schüttelte den Kopf.

„Es ist wohl ein Fremder, der Dich nicht versteht,“ sagte Reinhart und Beide trabten weiter.

Nicht lange dauerte es, so kam ein Edelknabe — wir kennen ihn schon von seinem Besuche bei der alten Elsi — sehr eilfertig über den kleinen Platz und rief dem Knecht in ziemlich herrischem Tone einen Befehl in italienischer Sprache zu, worauf dieser mit den Pferden an der Hand langsam über die Brücke abzog, während der Page in flinkem Lauf nach der Stadt zurückkehrte.

Eine Dame erwartete ihn, seine Herrin. „Stefano, Du wirst träg!“ schalt sie ihn, als er auf dem Kirchplatz am Dome ankam, und er war doch

so athemlos, daß er sich nicht einmal vertheidigen konnte.

„Jetzt komm!“ fuhr sie fort. „Gib mir Deinen Arm, Kind — es ist weder eine Stütze, noch ein Schutz für mich, aber das Aufsehen will ich meiden. Komm nur — oder bist Du spröde?“ Lautlachend nahm sie den schwachen Arm des Knaben, welcher erbebte, als sie ihn in ihren vollen und festen schlang.

So schritten sie durch die engen Gassen, die schon fast leer waren — der Aufzug des Pagen, wie schon bemerkt, ziemlich phantastisch, hätte wohl Aufsehen erregen können, desto weniger die Erscheinung der Dame. Es war eine Gestalt von Mittelgröße, in dunkeln schmucklosen Kleidern, deren weiter Faltenwurf den eigenen Wuchs, mochte er schlank oder üppig sein, völlig verbarg, wie auch die schwarzsammtne Reiselarve, welche die Dame nach damaliger Sitte trug, den ganzen oberen Theil ihres Gesichts. Was sich von diesem zeigte, war nur der Mund mit seinen etwas starken, aber sehr wohlgeformten Lippen, und das Kinn, dessen vollgerundete Form einem Physiologen unserer Zeit in dieser Verbindung zu denken gegeben hätte. Damals hatte man sich aber mit solchen Speculationen noch wenig beschäftigt. Die Farbe der Lippen war wie purpur-

nes Kirschblut,, die des Antlitzes schien einen südlich dunkeln Ton zu haben, der aber am Nacken, da wo er von dem Kopfzeuge frei war, in lebenswarme Helle überging. Dieser Nacken, stärker als sonst ein Frauenhals zu sein pflegt, doch von plastischer Schönheit, zog immer den Blick des Pagen, wenn er hinter seiner Herrin einhertrat, wie ein Magnet an sich.

„Stefano!" sagte die Dame, welche eine geraume Zeit mit ihren Gedanken beschäftigt, stumm gewesen war.

„Was befehlen Eure Gnaden?" fragte der Page schnell, aus einer gleichen Abwesenheit erwachend.

„Ich will hier nicht so genannt sein!" versetzte sie zürnend. — „Stefano, Du wirst mir heut nicht mehr den Bescheid des klugen Weibes bringen können. Es hat auch Zeit damit. Heut werd' ich sehen — werde ja sehen! Traurig, wenn ich nicht im Stande wäre, ohne solche Kunst mir unterthan zu machen den oder, wenn ich will, jeden Andern. Was denkst Du darüber, mein kleiner Kämmerer?"

„Ihr seid zum Herrschen geboren!" rief Stefano mit einer heißen Glut im Angesichte.

„Du hast etwas Schlangenhaftes an Dir!" sagte die Dame. „Ich will nicht fürchten, daß ich mir an

Dir eine Schlange am Busen erwärme! Du zuckst und bebst ja, als fühlst Du Dich getroffen!"

„Per carità!" stammelte der Knabe.

„Ich will, daß Du Deutsch redest — hörst Du? auch in Gedanken. Sonst muß ich Dir Pönitenz auferlegen — und, verlaß Dich drauf, ich ersinne mir eine, von der mein würdiger Seelenhirt, der mich armes verlornes Lamm in der Kindheit geweidet hat, sich nichts hätte träumen lassen. — Ach, ich bin ausgelassen, Stefanello, vielleicht zum letzten Male. Denn wenn nun Seine markgräfliche Gnaden ein finst'rer Tyrann ist, der mich in Ketten schlägt, all' meiner Freiheit verlustig macht — und im Lande Tyrol sich kein Ritter für mich findet — halt, Stefano! ich will Dir sagen, wer der Mann war, von dem ich zu wissen begehrte. Jetzt brauch ich Dich nicht mehr, jetzt weiß ichs! Obschon ich ihn noch nie mit Augen gesehen habe: es ist einer von den Zwillingen der frommen Frau von Allgund. Nach Allem kann's kein Anderer sein, und sie soll sich hüten, die Fromme, daß er ihr nicht über Nacht einmal gestohlen wird!"

„Zwei Brüder sind's?" fragte Stefano, die Augen verstohlen auf seine Herrin richtend.

Diese antwortete aber nicht mehr, denn schon drang das laute Schreien und Jauchzen der Volksmenge

vor dem Thore, auf allen Bergen in ihr Ohr. Die Glocken auf den Thürmen fingen an zu läuten.

„An dieser Stunde hängt Zeit und — Ewigkeit!" sagte die Dame mit bewegtem Tone, der noch tiefer klang, als er sonst — tief genug für eines Mädchens Stimme — lag.

Sie zog Stefano zu der Freitreppe eines Hauses dicht am Thore, rasch erstieg sie die Stufen und der Knabe mit ihr, eine riesige Trauerweide hing über ihnen, die unbewegten langen Zweige von der Gartenmauer her, über welche der Baum, gleichsam neugierig gebückt, schaute. Gleich darauf gesellte sich noch Volk, so viel die Freitreppe fassen konnte, zu den Beiden, aber Niemand kümmerte sich um sie, Aller Augen war nur auf den eben einziehenden Fürsten und sein glänzendes Gefolge gerichtet.

Stefano war vielleicht der Einzige, welcher ihn kaum eines flüchtigen Blickes würdigte. Sein Auge hing dann unverwandt an seiner Herrin — wie viel hätte er in diesem Momente darum gegeben, die schwarze Sammetlarve zu entfernen, um dann jede Regung in dem Antlitze, dessen leisestes Mienenspiel er verstand, belauschen zu können. Aber sie lag unbeweglich und verrieth nicht, was sich unter ihr begeben mochte — das Auge nur flackerte eine Zeitlang

in unstetem Feuer, bis es einen festen, langen Blick annahm, welchen der Fürst wie einen magischen Strahl im Vorüberreiten fühlen mußte, denn er wandte sich plötzlich, nachdem er schon rechts und links gegrüßt hatte, noch einmal im Sattel nach der Freitreppe, wo er doch in den Menschenknäuel gewiß nicht die zur Balustrade gedrängte Frauengestalt bemerkte, aus deren Augen ihn jener Feuerstrahl getroffen hatte. Nun war er vorüber, im dichten Geschwader ritten die Edelleute seines Gefolges und die ihn eingeholt hatten, hinterd'rein — die Dame wollte nichts mehr sehen, mußte aber noch gegen ihren Wunsch ausharren, bis der letzte Troßknecht durch das gewölbte Thor eingeritten war, denn die Neugierigen räumten ihr nicht eher auch nur so viel Platz, um die Stätte mit ihrem jungen Begleiter zu verlassen.

Endlich gelang es ihr, aber der nach dem Schlosse wogende Menschenstrom führte sie willenlos noch eine weite Strecke mit sich fort, ihr Page war von ihr getrennt und brutal behandelt worden, in dem lauten Stimmengewirr hörte sie weder seinen Ruf, noch wurde der ihrige beachtet — sie sah sich schon ganz allein inmitten der Volksmenge, unfeine Reden berührten ihr Ohr und sie zitterte. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie sich rath- und hülflos. Da

war es ihr lieb, daß sich eine alte Frau ihrer annahm, ihr mit Schimpfwort und Ellenbogen Platz machte und sie auf dem freien Platz hinausführte — dann aber sich dem Dank und jeder Belohnung eiligst entzog, noch ehe Stefano, welcher hier wieder zu seiner Herrin gedrungen war, dieser sagen konnte, daß die kluge Frau, von welcher sie ein so wichtiges Naturgeheimniß zu beherrschen lernen wollte, eben an ihrer Seite gestanden habe.

„Ich brauche das nicht!“ sagte sie kurz, als der Page, dessen Arm sie wieder genommen hatte, ihr beim Weitergehen diese Mittheilung machte. War sie also ganz sicher? Ohne ein Wort mit Stefano zu wechseln, der danach durstete, ließ sie sich den nächsten Weg nach der Brücke führen und rief nur ein: „Gott sei Dank!“ beim Anblicke ihres Knechts, der mit den Pferden jenseit an der bezeichneten Stelle hielt. Mit der gewohnten Sicherheit schwang sie sich in den Sattel des Rosses, das vom langen Warten nur noch ungeduldiger geworden war und sie kaum aufsitzen ließ, dann aber, als der Knecht das Backenstück losließ, einen furchtbaren Satz machte, von dem wohl mancher Reiter bügellos geworden wäre. Aber die Dame saß fest, hatte ihm nur einen Moment Zügelfreiheit gegeben, um das langverhaltene Feuer zu verflüchtigen, dann aber zog sie mit leichter und

sicherer Hand straff an und jagte, des Thieres vollkommen mächtig, in raschem Lauf, daß Page und Knecht ihr kaum zu folgen vermochten, die wohlbekannte Straße hinauf. Hätte der Markgraf Johann Heinrich sich doch das Reiterstücklein der jungen Dame mit der Sammetlarve angeschaut!

3.

Burg Kippach liegt heut in Ruinen. Grund und Boden gehört dem Grafen von Sarnthal, welcher hier einen Neubau für die Bewirthschaftung angelegt hat. In jener Zeit aber war es die Grafschaft Eppan, durch Etsch und Eisack von Greiffenstein getrennt, zu welcher auch Kippach gehört — sie bildete den südlichsten deutschen Bezirk damals, denn Trient, das Bisthum, war noch nicht dem deutschen Reiche einverleibt worden. Noch liegt Hoheneppan, die Stammveste, von Reisenden ihrer wundervollen Aussicht wegen viel besucht, Kippach gegenüber, durch das weite Thal getrennt; den Greiffenstein aber, der weiter hinauf liegt, am Wege nach Meran, kann man von hier nicht sehen.

Diesen Weg verfolgte ein glänzender und von neuen Ankömmlingen bedeutend verstärkter Zug am

frühen Morgen — man konnte ihn bei der klaren Beleuchtung des Sommertages von der Plateform auf Kippach deutlich wahrnehmen, wie er, einer mit blitzenden Schuppen bekleideten Riesenschlange vergleichbar, durch alle Krümmen der Straße, nur zuweilen vom Grün der Bäume bedeckt, sich dahinwand. Zwei Frauen waren es, welche hier den Anblick suchten: die Herrin des Schlosses und ihre Tochter. Nach dem, was wir schon aus dem Munde des Vicars und des Kaufherrn von Botzen vernommen haben, und auch, wie sich die Brüder von Allgund über die Frau von Kippach geäußert, hätte man sich wohl ein anderes Bild von ihr machen sollen, als ihre wirkliche Erscheinung bot. Groß, hager, steilrecht — nicht wahr? Aber statt dessen finden wir ein zartes, kleines Wesen, dessen blasses, feines Gesichtchen, von sanften Zügen, umfaßt vom schneeweißen Besatze, der schwarzen Wittwenhaube, den wildesten, aber auch wehmüthigsten Eindruck machte. Und ihre Tochter? Zart und blond, wie die Mutter, aber frisch, wie eine Rosenknospe im Morgenthau, welche der erste Sonnenstrahl trifft.

„Sieh, Anna,“ sagte die Frau von Kippach, „alle Herren von Eppan und Greiffenstein scheinen sich angeschlossen zu haben. Ein scharfes Auge müßte fast ihre Farben erkennen.“

„Unmöglich, Mutter," erwiederte Anna.

„Unmöglich?" entgegnete die Mutter — und nach einer kleinen Weile fuhr sie fort: „Siehst Du dort die drei Eichen stehen, gradehin über die platten Dächer? Sie sondern sich scharf und klar von dem andern Grün ab und neben ihnen ist ein freier Raum mit dunklem Hintergrunde."

„Ich sehe es genau," sagte Anna, ein wenig erröthend bei einer gewissen Erinnerung.

„Nun, dort habe ich ihn stets schon erkannt!" sprach die Mutter. „Ich meine," fuhr sie lebhafter fort, als ihre Tochter sie fragend und betroffen, von heißerm Roth übergossen, anblickte, „ich meine Deinen Vater, meinen Herrn!"

Sie schwieg. Anna hatte eine andere Erklärung erwartet, in welcher sie sich selbst durchschaut gefunden hätte — denn auch sie hatte jene Stelle im Grün mit dem dunkeln Hintergrunde, welcher die Gegenstände wie ein Spiegel schärfer hervortreten ließ, als die geeignetste entdeckt, um Reiter, die aus dem obern Etschthale herabkämen, von fern zu bemerken, wenn auch ihr Auge nicht so scharf war, um sie auf diese bedeutende Entfernung schon zu erkennen. Sie schwieg ebenfalls und hütete sich, die Gedanken ihrer Mutter zu unterbrechen, es war nicht gut, wenn sie einmal diese Richtung genommen hatten.

„Wann ist der Vicar das letztemal bei uns gewesen?“ fragte die Mutter nach längerer Pause.

In dem Tone lag etwas, das ihres Kindes Herz aufhüpfen ließ. Sollte sie endlich —? Die Gedankenverbindung, welche sie aus der Nachtregion ihres Daseins zu dem milden Diener des Herrn geführt hatte, dessen Worte immerdar Vergeben und Versöhnen predigten, hatte für Anna's Seele etwas Verheißendes und die Blüten der Hoffnung, welche erst gestern traurig dahingewelkt waren, erschlossen von Neuem tausend glückliche Kelche.

„Er war bei uns den Abend vorher, ehe er über den Brenner zog,“ antwortete Anna schnell und ihr Auge suchte das ihrer Mutter. Wie strahlte sein dunkelblaues, schimmerndes Krystall, während der Mutter Blick in trübem Flor gehüllt, dem ihres Kindes begegnete, und sich dann schnell mit Thränen füllte. Das sah aber Anna nicht mehr, denn Frau von Kippach hatte sich schon abgewandt und den Rückweg in ihr eignes stilles Zimmer gesucht, ohne die Tochter mit sich zu nehmen. Diese blieb noch eine längere Zeit oben und gab sich den Träumen hin, welche die einsamen Stunden eines jungen liebenden Mädchens füllen.

In einem Hause, wo nur eine Frau, kein Herr,

gebietet, ist gewöhnlich ein eigenthümlich geräuschloses Treiben der Dienstleute. Gewöhnlich, sagen wir, weil sich auch das Gegentheil, aber nur selten, in der lästigsten Weise bei unruhigen Selbstherrscherinnen fühlbar macht. Auf Kippach waltete in der Regel eine fast klösterliche Stille. Es waren zwar noch viele von den alten Schloßleuten da, welche sich des Lebens in Saus und Braus erinnerten zur Zeit, als der Herr noch hier war — denn im Mittelalter wechselte das Dienstvolk nur im Tode, weil es zum Grunde, auf dem es geboren war, als Theil des Eigenthums gehörte, und die Waffenknechte allein waren es, die um Sold in fremde Länder zogen, oder für die Zeit der Fehden im Lande bald hier, bald dort dienten. Das stille Leben gefiel den alten Gesellen gewiß nicht, aber sie hatten sich im Lauf der Jahre fügen gelernt, und das neue Geschlecht kannte es nicht anders. Heut fiel es daher allgemein auf, daß die Stimme des greisen Vogts so laut, als es nur unter seinem frühern Herrn geschehen war, Befehle gab und Anordnungen traf, welche auf Gäste schließen ließen. Der junge fremde Mann, der — wie sich alle Leute nicht erst zuzurauen brauchten — um des Fräuleins willen gekommen war, hatte zwar acht volle Tage diesmal auf Kippach verweilt, aber seinethalb war von der gewohnten Lebensweise des

Hauses nicht um einen Strohhalm abgewichen, ja, es hatte Manchem geschienen, das Haus sei während seiner Anwesenheit noch stiller, als gewöhnlich — und wenn nicht das Haus, doch jedenfalls die Herrin. Nun aber wurden langverschlossene Zimmer gelüftet, die auf dem Flügel des Schlosses lagen, den seit der Zeit des Herrn außer der Gebieterin fast kein Mensch mehr betreten hatte, einer der Gastställe wurde für mehrere Pferde eingerichtet, Vorräthe aller Art wurden vom Boden oder aus den Speisekammern geholt, der Vogt begab sich selbst in den Keller, um eine Weinschau zu halten.

Es war aber kein Freudenfest, das sich hier bereitete, sondern eine ernste Angelegenheit sollte entschieden werden, welche nur zu lange schon geschwebt hatte. Der Graf, bei welchem Kippach zu Lehn ging, war zwar mit den Herren, welche den jungen Markgrafen als künftigen Besitzer von Tyrol in Botzen empfangen hatten, im Gefolge desselben hinauf nach Meran geritten, aber grade in seiner Abwesenheit sollte die Sache zu Ende gebracht werden, welche durch eigenthümliche Verhältnisse Jahrelang unentwirrt geblieben war. Es handelte sich darum, ob Kippach als erledigtes Lehn einzuziehen sei, und deshalb erschien der Pfleger der Grafschaft mit Beirath gelehrter Juristen, welche er ganz ausdrücklich

dazu eingeladen, wie er sich auch die Mühe nicht hatte verdrießen lassen, von der berühmtesten Rechtsfacultät damaliger Zeit, der zu Padua, ein Gutachten einzufordern. Das war nun erschienen, drei Doctoren von Ruf hatten der Aufforderung genügt, an Ort und Stelle die Entscheidung treffen zu helfen, auch zog ein reisiger Trupp von sechszehn bewaffneten Knechten mit, um nöthigen Falls die Executive zu übernehmen.

Frau von Kippach hatte die Benachrichtigung erhalten, grade als sie von dem Söller des Schlosses, wo sie heut so lebhaft an schönere unvergeßliche Tage erinnert worden war, in ihr Gemach zurückkehrte. Lange schon hatte sie diesen Ausgang erwartet, und wie oft schon sich verwundert, daß man die Zeit, Jahr auf Jahr, so ruhig vergehen ließ, ohne sie zu stören, als aber jetzt das Nothwendige vor sie hintrat, erschrak sie, wie vor etwas Ungeahntem. Sie hatte auch ihrerseits die Zeit so dahinrollen lassen, ohne für den Fall sich vorzusehen, hatte sich endlich fest eingebildet, so lange der Graf, ihres Gatten alter Waffengefährte lebe, werde gegen sie, in Erwägung der zweifelhaften Umstände, kein Schritt geschehen — nun traf er sie fast unvorbereitet. Doch in der kleinen, zarten Frau lebte ein Geist, der sich schnell zu fassen wußte — nur einen Moment war sie gebeugt,

dann gab sie mit klarer Stirn die nöthigen Befehle zur Aufnahme der Gäste, welche in der Absicht kamen, sie von diesem Hause — zu vertreiben! Anna wußte von nichts, warum hätte die Mutter ihre junge Seele, welche ohnehin zu tragen hatte, mit einem neuen Grame vor der Zeit belasten sollen? Sie war gewohnt, Alles, was sie bekümmerte, in sich zu verschließen und überwand es so auch immer am Ersten. Nicht alle Gemüther werden durch Mittheilung erleichtert, es gibt viele, denen es schwer wird, ihr Herz auszuschütten, weil ihnen fremdes Mitleid — wie es die Qualen Sterbender verlängern sollte — den Schmerz der Wunde brennender macht. Frau von Kippach gehörte zu diesen.

„Gerichtstag will also der Pfleger halten?" fragte Anna, welche nur die Anmeldung, nicht ihren Grund erfahren hatte. „Weißt Du, ob viel Klagen zu entscheiden sind?"

„Eine die sehr wichtig ist — frage nicht weiter, ich könnte Dir nichts sagen."

„Das wundert mich, Mutter, daß Du von dieser wichtigen Klage nichts weißt. Die Leute kommen doch sonst jederzeit erst zu Dir, und wir haben den Pfleger darum in mehreren Jahren nicht gesehen, weil Du immer Alles geschlichtet und ausgeglichen

haft. Wie kommt es nur, daß sie diesmal nicht erst ihr Wort bei Dir angebracht haben?“

„Vielleicht betrifft es — mich — selbst! Ich meine, die Grundherrschaft!“

„Das glaube ich nicht!“ lachte Anna. „Dann wären sie gewiß erst gekommen und hätten den Weg der Güte versucht. Nein, Nein! Es muß etwas sehr Wichtiges sein, weil auch ein Troß reisiger Knechte mitkommt, wie mir der Vogt gesagt hat, etwas Gefährliches, vielleicht ein Mord!“

Die Mutter erblaßte. — „Wir werden es ja hören!“ sagte sie mit sinkender Stimme.

Gegen Abend des folgenden Tages rückte der Pfleger von Eppan, mit seinem Comitat von drei berufenen Doctoren der Jurisprudenz, das Gutachten der Paduaner Facultät in der Tasche, sechszehn von Kopf zu Fuß bewaffnete Knechte hinter sich, durch das gewölbte Burgthor auf Kippach ein, wurde vom Schloßvogt empfangen, sammt seiner Begleitung auf das Beste untergebracht und bewirthet, hatte jedoch an diesem Abende noch nicht die Genugthuung, als Sieger vor die Wittwe Hartwich's von Kippach zu treten. Denn berichten müssen wir, daß, wenn sie bis jetzt noch im ungestörten Besitze der Güter ihres Gatten geblieben war, der Pfleger seine Seele von

diesem Rechtsvergehen frei und rein wußte, an ihm hatte es nicht gelegen, er hatte genug dafür gekämpft, sie zu entfernen und nur die lächerliche Anhänglichkeit des Grafen an seinen unglücklichen Waffengefährten war Schuld gewesen, daß es ihm bisher nicht gelungen war. Nun aber war er endlich durchgedrungen und keine Macht der Welt sollte jetzt die Ausführung der Maßregel, welche schon seit so vielen Jahren gesetzlich gewesen wäre, länger verzögern.

Oben im Hauptgebäude war ein großer Saal nach seinen Angaben noch am Abende für die feierliche Sitzung zugerichtet worden, ein langer Tisch, ein Crucifix darauf, viel mitgebrachte Quartanten in zierlichster Mönchsschrift, Sessel für alle Beisitzer, ein besonders hoher für ihn, den Pfleger. So erwartete er denn, als am andern Morgen die bestimmte Stunde gekommen war, mit seinem versammelten Collegium in feierlicher Würde die Vorgeladene, welche ein wenig auf sich warten ließ. Ungeduld ziemt sich aber nicht für einen graduirten Mann, und keine Miene verrieth, daß er sich durch die Säumniß, welche er als Nichtachtung ansah, beleidigt fühlte — ach! er that ihr bitteres Unrecht, sie hatte sich nur in der Kapelle, wo sie betete, nicht von den Stufen vor dem Bilde der gnadenreichen Mutter, die ihr so oft Balsam in das wunde Herz gespendet, trennen

können. Als sie in den Saal trat, erhoben sich rasch die Beisitzer und zwangen dadurch den Pfleger, langsam ein Gleiches zu thun. Frau von Kippach kam ganz allein, weder ihre Tochter, noch ihr Beichtvater, wie man gefürchtet, viel weniger ihr Vetter und männlicher Beistand, den man erwartet hatte, begleitete sie. Sie war durchaus schwarz gekleidet, ihr zartes Gesicht bleicher als gewöhnlich, aber von einer stillen Fassung verklärt, welche sie eben im Gebete errungen hatte.

Der Pfleger hielt eine lange, und, wie er meinte, sehr schöne Rede. Sie war gespickt mit allen Erfordernissen, welche Gelehrsamkeit und Scharfsinn, Dialektik und Zungenfertigkeit gewähren können, er hielt sie stehend: es war seine Rache, daß die Beisitzer und auch die Dame sie stehend anhören sollten. Frau von Kippach ließ sich aber, noch ehe er zur Hälfte gekommen, auf dem für sie bestimmten Sessel, dem Collegium gegenüber nieder, und so traf seine Rache nicht ganz. Als er endlich geschlossen hatte und gewiß kein Zuhörer mehr seinen Ausgangspunkt wußte, schwieg er, des Eindrucks gewiß, den er gemacht, und erst nach einer langen Pause, welche kein Laut unterbrach, begann er feierlich:

„Frau Agnes von Kippach, präsumptive Wittib Herrn Hartwichs von Kippach, und Tochter weiland

Herrn Johannis von Schönberg aus dem Passeyr — Ihr werdet nun vernommen und somit Eure Gedanken aufgemacht haben, um was es sich in dieser hochwichtigen Frage handelt. Wollet mir daher — wie ich mich bemühet, den Fall in concisester Fassung zu formuliren, — gleichfalls in kürzester Weise Antwort auf diejenigen Punkte geben, so ich Euch nochmals unterbreiten werde, damit der Herr Schreiber getreulich Alles vermerke und wir bald zu einem Conclusum kommen, wie es zu Recht vor Kaiser und Reich, vor unserm allergnädigsten Grafen von Tyrol und auch insbesondere vor dem Lehnsherrn dieses Dominii bestehen mag!"

„Ich werde beantworten, was ich kann," sagte Frau von Kippach gefaßt.

„So frage ich Euch zum Ersten: wie lange ist es her, daß Ihr verwittwet seid?

„Zehn Jahre" klang die Antwort, welche mit bebender Stimme gegeben wurde, doch nur momentan hatte die seelenstarke Frau sich von ihrem Gefühle bewältigen lassen. Alles, was sie später sprach, war fest und klar.

„Entsinnt Ihr Euch noch genau des Tages und seiner Umstände, an welchem Ihr Euren Gatten zum letzten Male gesehen habt?" fragte der Pfleger, ohne

Rücksicht auf den Schmerz zu nehmen, den seine Berührung unverharschter Wunden verursachen mußte.

Frau Agnes ließ eine Weile auf die Antwort harren, dann sagte sie: „Ich entsinne mich dessen, wie des gestrigen Tages.“

„Und kein Indicium — will sagen, kein Anzeichen irgend einer Verstörtheit des Gemüths, einer Unruhe oder Melancholie war an ihm zu bemerken?“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ rief Frau von Kippach mit einem Blicke staunender Entrüstung.

„Ich bitte Euch, meine Frage zu beantworten,“ erwiederte der Pfleger.

„Nun, dann kann ich Euch versichern, daß mein Gatte so ruhig und freundlich, wie er immer gewesen, von mir Abschied genommen hat — Verstellung war ihm fremd, Jeder konnte in seinen Augen lesen — und sollte wirklich ein so schauerlicher Verdacht, als ich fürchte, in Eurem Sinn liegen, weiset ihn von Euch, Herr, denn mein Gemahl lebte in Frieden mit seinem Heilande und der Welt!“

Der Pfleger räusperte sich dreimal, ehe er fortfuhr: „Es sei ferne von mir, in das Sakrament der Ehe einen unheiligen Blick werfen zu wollen, maßen ich selbst als Gatte und Familienvater dasselbe hoch halte — aber die Pflicht legt mir Zwang auf, und

so muß ich Euch denn zum Andern fragen: Habt Ihr stets in Frieden mit Eurem Gatten gelebt?"

Eine leichte Röthe schimmerte auf den durchsichtigen Wangen der Frau von Kippach. „Ich habe Euch gesagt, daß mein Gatte im Frieden mit aller Welt lebte!" antwortete sie.

„Im Allgemeinen: gut! aber im Speciellen? Habt Ihr mit ihm im Frieden und stetem Einverständniß gelebt? Einem alten Ehemanne — und auch diesen meinen Herrn Collegen, welche sich sämmtlich des häuslichen Gattenglückes erfreuen — ist es wohl bewußt, daß zwischen Eheleuten bei aller Liebe zuweilen kleine Divergenzen der Meinung Statt finden und lebhafte Temperamenten dann zuweilen explodiren, will ich sagen —"

„Herr, ich kann Euch kein Recht zugestehen, auf diese Weise mit mir zu sprechen!" sagte Frau Agnes stolz.

„Kein Recht!" wiederholte der Pfleger sanft und bedächtig. „Ei, ei, gestrenge Frau! Wie möcht Ihr annehmen, daß ich, der in der Jurisprudenz keinen Wegweiser mehr braucht, etwas thun, fragen oder treiben werde, wozu ich nicht das vollkommenste Recht habe und — auch die Macht, vieledle Frau!"

„Ihr droht mir förmlich? Wie soll ich Euch verstehen? Welchen Anlaß nehmt Ihr dazu?"

„Ich meinte nur — im Falle, daß — Doch: meine Frage ist wohl sehr natürlich, denn wenn Ihr mir sagt, daß Herr Hartwich Euch an jenem letzten Tage in voller Seelenruhe verlassen, also von seiner Seite kein strafbares Attentat auf sein eigenes Leben denkbar ist —" Frau Kippach stieß einen unterdrückten Schrei aus — „so scheint mir auf der andern Seite," fuhr der Pfleger, als habe er das nicht gehört, fort, „daß, wenn irgend ein Zerwürfniß zwischen Euch von nachhaltiger Bitterkeit Statt gefunden hätte, es sich wohl der Mühe verlohnte —" hier sah er die Dame mit seinen schwarzen, glanzlosen Augen starr an, — „ein wenig schärfer hineinzublicken."

„Ihr wollt nicht sagen," rief Frau von Kippach tödtlich erblassend, indem sie sich rasch erhob, „daß ich die Mörderin meines Gatten bin!" So schneidend im tiefsten Weh klang ihre Stimme; die Zuhörer erbebten unwillkürlich und eine dumpfe Schwüle schien sich über die Halle niederzusenken.

„Ein schweres Wort habt Ihr gesprochen, Frau Agnes von Kippach," sagte der Pfleger, sich nun auch zu seiner ganzen mächtigen Größe erhebend. „Bedenkt wohl, ich war es nicht, der es sprach, da Ihr es aber hingeworfen, muß ich es schon aufnehmen! — Und so verhafte ich Euch, kraft meines

Amtes und meiner kaiserlichen Vollmacht, und werde die Wahrheit an den Tag zu bringen wissen."

Das dunkelblaue Auge der zarten Frau schien jetzt in schwarze Nacht verwandelt, aus welcher einzelne sprühende Blitze zuckten. Ihre Lippen bebten krampfhaft, ihre weißen kleinen Hände suchten nach einem Halt an der Lehne des Sessels, sonst wäre sie zu Boden gesunken, wo kein mitleidiger Arm sie vor dem Fall geschirmt hätte. Die Beisitzer des Gerichts sahen auf sie, von Grauen erfaßt, so klare Zeichen von Schuld glaubten sie noch niemals erblickt zu haben, es war wie ein heiliges Gottesgericht, welches hier seine schauerlichen Wunder aufgethan hatte. Wie wenig sie vorher diese plötzliche Wendung geahnt hatten, wie entfernt selbst der Vorsitzende gewesen war, einen solchen energischen Entschluß vorbedacht zu haben, der ihm gleichsam wie eine Eingebung von Oben gekommen war — Alle fühlten sich nun überzeugt, daß eine Schuldige vor ihnen stehe und mit Entsetzen füllte sie die so schnell wiederkehrende Fassung der Sünderin.

„Ich ehre Euer Amt und Eure Vollmacht," sagte sie mit einem bittern Lächeln, in welches sich der Krampf ihrer Züge auflöste. „Wollte ich mich widersetzen, so würden Eure Reisigen so wenig als Ihr im Stande sein, auf Kippach etwas durchzuführen,

was mir nicht genehm wäre. Noch bin ich Herrin dieser Burg und hundert Männer gehorchen meinem Winke. Seht also, daß ich die Wahrheit nicht zu scheuen habe, weil ich mich Eurem Beschluß unterwerfe. Aber ich thue es nur unter einer Bedingung."

„Habt Ihr, die Angeschuldigte, Bedingungen vorzuschreiben?" fragte der Pfleger ungeduldig.

„Angeschuldigt?" wiederholte sie mit noch gesteigerter Kälte. „Wo ist mein Ankläger? Seid Ihr es, Herr Pfleger?"

„Ihr selbst, Ihr selbst!" rief der Pfleger. „Genug — ich habe keine Bedingungen anzuhören. Ihr werdet Euch in Euer Gemach begeben und in einer Stunde zur Abreise fertig halten."

„Ich will mich in mein Gemach begeben — und dasselbe nicht ohne Euren Willen verlassen, unter eidlichem Versprechen, wenn Ihr es wünscht. Als Verhaftete könnt Ihr mich halten und bewachen lassen, nur hier auf Kippach! Ihr wolltet mich in einen andern Gewahrsam bringen —"

„Nach Hoheneppan!" warf der Pfleger entschieden ein.

„Darin füge ich mich nicht!" sagte Frau Agnes eben so entschieden. „Seht zu, ob Eure sechszehn

Reiter sich zu Herrn der Burg machen können. Den Angriff will ich abwarten — gerüstet bin ich immer."

Einer der Beisitzer hatte sich an den Pfleger gemacht und raunte ihm eindringlich zu: „Warum wollt Ihr denn hartnäckig einen Kampf entzünden? wenn sie uns hier todt schlagen — hilft es uns was, wenn unser Blut noch so schwer gerächt wird? Uns macht das nicht wieder lebendig! Und, daß es bei ihr nicht bloße Drohung ist, sondern, daß sie die Frau dazu ist, sie auch ins Werk zu setzen, seht Ihr doch wohl an ihrem determinirten Wesen. Ich rathe also, ihre Condition einzugehen."

Der Pfleger winkte auch die beiden andern Beisitzer zu sich, während Frau von Kippach ihren Beschluß in stolzer Ruhe erwartete. Sie hätte in diesem Augenblicke ungehindert das Zimmer verlassen können, aber sie verschmähte es. In sich gekehrt, die eine Hand auf die Lehne ihres Sessels, die andere unter die Brust gelegt, die Augen durch das Bogenfenster in sonnige Ferne schweifend, so stand sie vor den flüsternden Männern des Gesetzes.

„Was ist Eure Ansicht?" fragte der Pfleger die Collegen.

„Daß Ihr sie nicht zum Aeußersten teeibt," sagte der Eine.

„Ihr seht doch, daß sie ein entschlossenes Weib ist,“ setzte der Andere hinzu. „Wenn sie wirklich an der bösen That, wie es den Anschein gewinnt, schuldig sein sollte, so wird sie auch vor einer neuen Gewaltthat gegen uns nicht zurückbeben.“

„Das wagt sie nicht!“ entgegnete der Pfleger. „Wie könnte das verborgen und ungestraft bleiben!“

„Der Strafe entzieht sie sich durch die Flucht. Ich weiß, daß sie durch einen Geschäftsfreund zu Botzen ganz bedeutende Verbindungen mit den Herren della Scala unterhält.“

„Seht Ihr? Das ist der verborgene Sinn ihrer Bedingung!“ sagte der Pfleger. „Sie weiß wohl, daß sie verloren ist, wenn ich sie nach Hoheneppan bringen lasse, denn ich würde, zur Erhärtung der Wahrheit, auch keinen Augenblick bedenken, die scharfe Frage — will sagen, die Tortur ersten, ja zweiten Grades — gegen sie anzuwenden. Erschreckt nicht, ihr Herren — diese kleine gebrechliche Gestalt Euch in der Tortur zu denken! Was die Pflicht fordert, davor darf kein Richter sich scheuen. Nun seht! Sie will also um jeden Preis hier bleiben — denn meine sechszehn Knechte reichen nicht aus, hätt' ich diese Wendung der Dinge geahnt, so würde ich mich besser vorgesehen haben! Wenn ich nun ein-

willige, daß sie ihr Gemach als Haft bezieht, sind wir, meine Herren, sind wir de facto ihre Gefangenen, wenn sie auch de jure die uns'rige ist. Gewalt geht vor Recht. Wir allesammt mit unsern Reisigen und Knechten sind die Gefangenen, Niemand würde aus der Burg gelassen werden, bis sie ihren Entschluß — den ich weder kenne noch ahne — gefaßt hat, er wird, wie ich Frau Agnes seit ihren Mädchentagen kenne, so schlau als kühn sein. Dahero glaube ich, wir müssen uns'rerseits auf jede Gefahr hin rasch handeln. Seid Ihr, werthe Collegä —" wandte er sich darauf bestimmt an denjenigen der Beisitzer, den er als den muthigsten kannte, — „so gut und benachrichtigt den Rottmeister unserer Reisigen, daß er sofort aufsitzen läßt und vier Mann bestellt, welche das Thor offen halten und die Brücken herunter lassen, damit uns der Abzug gesichert werde. Unterdessen will ich hier mit der Halsstarrigen ein Ende machen."

4.

Die Vermählung der Erbin von Tyrol mit dem jüngsten Sohne Johannes von Böhmen war vorüber. In feierlichem Zuge wallten die Neuverbun-

denen, geführt von dem Vater der jungen Frau, gefolgt von den Zeugen und Gästen aus allen Theilen des Landes, aus der geschmückten Kapelle, wo der Bischof das Paar eingesegnet hatte, in den Rittersaal zurück. Die kleine Kapelle mit ihren gemalten Fenstern, der Rittersaal mit seinen Holzpfeilern und Deckenbalken steht noch — der Flügel des Schlosses aber, in welchem jene Hochzeit gehalten wurde, ist vor einigen Jahren den größten Theilen nach eingestürzt.

Auf erhöhtem Sessel nahm der Landesherr Platz. Er war nun schon alt und von ziemlicher Leibesfülle, aber in seinem finstern Blicke und der streng gefurchten Stirn erkannte man noch immer Heinrich den Uebermüthigen, welcher einst zu seinen väterlichen Erblanden Kärnthen und Tyrol auch die böhmische Königskrone gefügt und sich bei den Czechen bald so verhaßt gemacht hatte, daß sie ihn, obgleich seine Gemahlin die älteste von den noch übrigen Sprossen aus dem alten Stamme des Przemysl war, verließen, als der Luxemburger Johann, damals fast noch ein Knabe, welchem die Hand der jüngsten Przemyslidin zu Theil geworden war, mit Heeresmacht in Böhmen einrückte, um sich die Krone zu erkämpfen. Dessen Sohn war es nun, der jetzt mit Heinrich's einziger Tochter und Erbin vermählt war,

und auf diese Weise den Landerwerb des luxemburgischen Hauses noch um das schöne Tyrol und Kärnthen vermehren sollte.

Neben dem alten Könige — denn ob auch vertrieben, führte Heinrich den Königstitel bis an seinen Tod — stand das junge Paar. Markgraf Johann Heinrich war in aller Pracht französischer Moden, wie sie hier zu Lande noch nie gesehen, aber nicht eben zu seinem Vortheil gekleidet, denn die schmächtigen Formen seines Körperbaues traten bei den eng anliegenden Stoffen nur zu sehr hervor und wenn auch sein Antlitz von der Erregung des Moments eine Farbe trug, die ihm für gewöhnlich fremd war, und sein Auge in einem gewissen unruhigen Feuer leuchtete, so vermochte es doch nicht, die Meinung über ihn, die sich bei den weniger feinen, aber mit natürlichem Scharfblick begabten Söhnen der Berge schon festgestellt hatte, zu seinen Gunsten umzustimmen. Margaretha, durch des Bischofs Wort und den Spruch der Kirche seine verlobte Gemahlin, stand ihrem Vater zur Rechten; sie hatte eine volle, kräftig gewachsene Gestalt, wohl geeignet, zu den Sinnen zu sprechen, ihre Haltung war nicht die demüthige einer schüchternen, verschämten Braut, deren Auge sich kaum vom Boden zu heben wagt, im Gegentheil stand sie wie eine Siegerin, mit stolz getra-

genem Haupte, aber wer sich vielleicht dadurch in solchem Moment verletzt fühlen mochte, der durfte nur einen forschenden Blick in ihr Antlitz thun, um sein Urtheil über sie zu mildern. Denn es lag in diesem Antlitze ein Zug der tiefsten Wehmuth, den die stolze Frau vergebens zu beherrschen kämpfte, er drängte sich in das Lächeln, zu welchem sie ihren Mund zwang, er legte sich auf ihre Brauen, er ließ den Blick der großen, braunen Augen mehr als einmal im feuchten Glanze schimmern. Die Geschichte hat über diese Frau in ihren spätern Tagen gerichtet, es knüpfen sich an sie schauerliche Sagen, und zu dem strengen Spruch hat sich der bittere Hohn gesellt, um den Namen des Schlosses, auf welchem sie geboren worden, mit ihr selbst als Beinamen in eine widerliche, sie dem Spott und der Lächerlichkeit bis auf die Schulbänke unserer Tage Preis gebende Verbindung zu bringen. Wäre einer von den Urhebern so strengen Urtheils bei der eben geschilderten Scene zugegen gewesen und hätte ein Menschenantlitz zu lesen verstanden, oder er hätte sich von dem frommen Vicar, ihrem alten Lehrer, die Geschichte ihrer sich selbst überlassenen Jugend erzählen lassen, wahrlich, das Urtheil über sie würde nicht jenen herben Character getragen haben, auch wenn es über die Thatsachen dasselbe geblieben wäre!

Sie war noch jung und ihr Gesicht, wenn es auch nicht schön zu nennen war, hatte doch einen frischen und sprechenden Ausdruck, der gefallen konnte, es war etwas dunkel gefärbt von der Luft und Sonne, welchen sie sich auf ihren unbeschränkten Zügen nur zu rücksichtslos aussetzte, auch zeigte es schon jetzt, daß es sich einst zu breiten Formen entwickeln werde, aber von jener Ungestalt ihres Mundes, den ihr die Pedanten des vorigen Jahrhunderts aus Urkunde und Verwechselung angedichtet, um durch den Beinamen: Maultasch, ihr Auditorium zu vergnügen, fand sich keine Spur. Sie war auf einem Schlosse Maultasch, das zwischen dem Eisack- und dem Sarathal im Gebirge liegt, geboren — eine weitere Beziehung gab es nicht. Ihr Bild ist noch auf dem Schlosse Amras bei Inspruck zu sehen. — Wie sie in Wuchs und Form und Haltung sehr zu ihrem Vortheile von ihrem Gemahle abstach, so unterschied sie sich auch durch eine, obschon weniger prächtige, aber besser gewählte Kleidung. Ihr Vater war sehr reich, er hatte manches Kleinod aus Böhmen gerettet, und an ihrem Ehrentage war es sein Wille gewesen, seine Erbin vor den Grafen und Herren des Landes recht glänzend zu schmücken, doch hatte er es nicht durchzusetzen vermocht. Margaretha trug in ihrem Haare, das von

seltener Fülle und Schönheit war, nur den jungfräulichen Kranz, auf ihrer Brust nur eine einzige Spange, sonst war sie in einfarbigem Stoff gekleidet, dessen Falten ihren Leib in geschmackvollem Wurfe umhüllten, bergend und hervorhebend, wie es am vortheilhaftesten war.

Der alte „König“ hielt eine Anrede an seine Vasallen — sie hörten ihn halb zerstreut an. Es gab Viele unter ihnen, welche sich nur widerstrebend in das abhängige Verhältniß schickten, in welches ihre Väter vor nicht gar langer Zeit durch den Großvater des jetzigen Landesherrn gerathen waren: mit List und Gewalt. Denn vor ihm gab es hier dreißig reichsunmittelbare Grafschaften, deren eine die Gegend um Meran — Vintschgau und Passeyrthal — umfaßte, und von dem Schlosse Tyrol den Namen führte. Als es dem Großvater Heinrich's, der eben die lange Rede hielt, gelungen war, sich zum Vorstand der übrigen Grafen und allmälig zu einer Art von Oberherrlichkeit über sie aufzuschwingen, breitete sich dann der Same über das ganze Land aus. Tyrol als Gesammtheit war damals noch kein Jahrhundert alt, und wie es mächtige Vasallen auch zu andern Zeiten gethan, so kümmerten sich die Grafen nur, wo es die Noth oder der Vortheil heischte, um ihren Herrn und zeigten auch in ihrem Benehmen

bei mancher Gelegenheit, daß sie ihn wenig fürchteten. So standen heut mehrere in Gruppen zusammen, während der alte König sprach, und unterhielten sich leise; abgesondert von diesen hielt sich der Graf von Eppan, welcher starr vor sich hin auf den Boden sah, die buschigen Augenbrauen dicht zusammengezogen, während Andere mit kaltem Blick und großer Theilnahmlosigkeit auf den Sprecher schauten. Es machte daher einen wohlthuenden Eindruck, zwei freundliche Gesichter aufmerksam den Worten des Fürsten lauschen zu sehen, und Niemand schien von diesem Eindrucke wohlthuender berührt, als die junge Frau im Thronsessel, denn sie schaute immer wieder zu den beiden jungen Männern — es waren die Brüder von Allgund — hinüber und der traurige Zug um ihre Lippen schwand allmälig.

Als der Landesherr geendigt hatte, schmetterte eine Fanfare vom Trompetergange, und die Vasallen traten nun einzeln heran, dem vermählten Paare ihren Glückwunsch zu bringen. Noch war das Ceremoniell fremder Höfe nicht bis hierher gedrungen, noch standen deutsche Männer ihren Fürsten nicht so fern, als es später die Zeit des achtzehnten Jahrhunderts herbeigeführt — man sah daher auf dem Schlosse Tyrol nicht blos die stummen Verbeugungen, mit denen bei einer modernen Gratulationscour

die Versammlung Mann für Mann an dem Paare vorüberzieht, sondern hörte auch manch' wohlgemeintes Wort, besonders an den jungen Markgrafen gerichtet, weil er noch als Gast im Lande angesehen wurde.

Während dies im Schlosse geschah, ritten zwei Eilboten den steilen Weg daher, welcher bei der Feste Semberg vorüber führte und noch keineswegs so gefahrlos war als jetzt. Die beiden Männer schienen eine Art von Wettlauf — wunderlich genug in Klippen und Geröll! — zu halten, denn Einer hatte einen Vorsprung und wartete nicht 'auf den Andern, welcher sein Pferd mit Zuruf und Peitsche ermunterte, daß es den Ersten einholen sollte. Schon gelang es ihm allmälig. Hinter den Weingärten, wo es am Berge dahin geht und der Blick seitwärts in das grüne freundliche Thal der Passeyer fällt, kam der Zweite näher und näher, und nun gebrauchte der Erste Zuruf und Hülfen, um den Zwischenraum nicht kleiner werden zu lassen. Plötzlich ein polterndes Geräusch! Der Zweite war gestürzt, Roß und Mann lagen über einander — und der Erste, statt ihm aus Menschenpflicht beizuspringen, schlug ein triumphirendes Hohngelächter aus und verschwand gleich nachher in dem Thore, das hier durch den Felsen gehauen nach der Brücke führt, welche heut gast-

lich niedergelassen den klaffenden Abgrund bedeckte, der fast von dieser Seite den Eingang nach dem Schlosse, auf der jenseitigen Bergmasse erbaut, gradezu unmöglich macht.

Wenige Minuten später hatte sich auch der Gestürzte von seinem harten Falle erholt, den gesprengten Gurt nothdürftig hergestellt und das abgetriebene Pferd, das an den Knieen blutete, wieder bestiegen, auf welchem er, da nun keine Eile mehr nützen konnte, im matten Trabe den Rest des Weges weiter verfolgte.

Im Rittersaale waren die Glückwünsche, eben weil manche redselige Herren sich länger mit Worten aufhielten, noch nicht vorüber — die jüngern Gäste hatten sich dem fürstlichen Paare noch nicht vorstellen können. Da bemerkte Margarethens Auge, das nicht immer auf den Rednern ruhte, wenn sie kein Interesse für sie hatten, daß ein Page von der Thüre zu den Brüdern von Allgund getreten war und ihnen etwas zuflüsterte, was Beide offenbar betroffen machte. Einer von Beiden, der Schwarzlockige, war auch gleich aus dem Saale geeilt und da nun die Reihe an sie gekommen, nahte nur Reinhold von Allgund der Gräfin. Aber er war unruhig, in seinem schönen Antlitze malte sich Zweifel und Besorgniß — der kurze Glückwunsch, den er aussprach, klang, als wisse

seine Seele nichts davon. Die andern Gäste hatten wohl kein Auge für solche Zeichen der Seelenstimmung, aber außer Margarethen bemerkte es doch noch Jemand und das war ihr Gemahl. Er kam aus Ländern, wo sich sein Scharfblick in eignen Erlebnissen — zarter Art, möchten wir sie, aus Furcht das Wort zu entweihen, nicht gern nennen! — geübt hatte, und bei dem Herantreten des Herrn von Allgund in seiner Befangenheit, bei dem aufleuchtenden Blicke seiner jungen Gemahlin, wie er bisher noch keinen der Anwesenden getroffen hatte, schoß es dem Fürsten wie ein heißer Pfeil durch die Brust. „Hier — sagte ihm die Eifersucht — hier waltet ein geheimes Verständniß der Liebe: wie tröstend, wie verheißend ihr Blick! Finde ich die Schande am Traualtar?"

Sobald Reinhold seiner Pflicht genügt hatte, eilte er den Bruder aufzusuchen, welcher ihm draußen schon mit ernstem Gesicht entgegen kam.

„Was ist? — Unsere Mutter?" rief Reinhold in großer Besorgniß.

„Der Bote kommt nicht von ihr und hat einen Auftrag nur an Dich," sagte Reinhart. „Den Herrn von Allgund forderte er zu sprechen und der Page rief mich, da keiner von uns Beiden genannt war.

Lieber Reinhold, es hat sich ein Fall zugetragen, der von uns Ruhe und Besonnenheit verlangt." —

„Auf Kippach?" rief der Bruder schnell errathend, angsthaft.

Mehrere von den Hochzeitgästen nahten sich, Reinhart ergriff seines Bruders Hand und führte ihn abseits, um das räthselhafte und bedrohliche Ereigniß mit ihm weiter zu besprechen.

Der zweite Bote erreichte jetzt das Schloß auch, er brachte eine Meldung des Pflegers an den Grafen von Eppan. Sie wurde diesem, weil die Ceremonie vorüber war, mitten im Saale eingehändigt, wo er mit vielen Edelleuten um den Landesherrn stand, der sich nun mit ihnen, so freundlich es ihm seine Grämlichkeit erlaubte, unterhielt.

„Leset, leset doch!" sagte der König — „wir wollen ihm den Titel, auf welchen er so viel hielt, nicht rauben. Es muß eine wichtige Meldung sein."

Der Graf von Eppan hatte sich, wie wir wissen, nur mit großem Widerstreben endlich von den nächsten Kippacher Lehnsvettern, welche sich nach so langer Zeit noch das Erbe vorenthalten sahen, mit Beihülfe des Pflegers die Genehmigung abdringen lassen, die Besitzfrage zu erledigen. Als er daher den Boten erhielt, der ihm in dieser ihm gründlich ver-

haßten Sache eine Meldung brachte, war er sichtlich verstimmt, er riß den Seidenfaden, welcher um den Brief geschlungen, im Wachse des Siegels haftete, verdrießlich durch — kaum hatte er aber einen Blick auf das in stattlicher Form ausgestellte Schreiben geworfen, als er erblaßte.

„Was ist geschehen, Graf Conrad?“ fragte der König.

„Hier muß ein unbegreifliches Mißverhältniß — ein Irrthum —“ antwortete der Graf von Eppan unzusammenhängend — „dies Schreiben von dem Pfleger — es ist ein Schritt geschehen, der das Maaß seiner Vollmacht überschreitet! Erlaubt Eure Gnaden, daß ich aufbreche: ich muß selbst hin — sehen, daß nicht weiter vorgegangen wird, jeder Augenblick ist kostbar.“

„Ihr werdet mir aber sagen, was geschehen ist?“ fragte der König.

„Der Pfleger — hat Agnes — ich meine die edle Frau von Kippach, verhaften und nach Hohen-Eppan bringen lassen.“

Dieser kurz herausgestoßene Bescheid erregte einen allgemeinen Schrei des Unwillens, dem selbst der König seinen Ausdruck lieh.

„Weshalb? Weshalb?“ hörte man von allen

Seiten und der König streckte die Hand nach dem Briefe aus. In diesem stand' es deutlich geschrieben, doch fand es der Graf von Eppan für gut — gewiß aus Schonung für die Angeklagte — den Grund der Verhaftung zu verschweigen.

„Weshalb?" antwortete er, indem er das Schreiben einsteckte, als habe er des Königs Wunsch nicht bemerkt. „Das will ich eben sogleich vermitteln. Wenn Eure Gnaden es mir gestattet, bin ich in fünf Stunden zu Hause!" Der König nickte mit etwas gerunzelter Stirn und Graf Conrad eilte aus dem Saale. Noch mehr aber runzelte der König die Stirn, als ihm gleich darauf durch den Freiherrn von Fragstorf eine Entschuldigung der Brüder von Allgund gebracht wurde, daß sie, von einer unerwarteten bösen Nachricht überrascht, ohne Urlaub nothgedrungen Schloß Tyrol verlassen hätten.

„Gibt es denn heut lauter böse Nachrichten?" rief der König in Unmuth. —

„Absint omina!" dachte der Vicar von Sanct Johannis bei sich mit bekümmertem Herzen.

Der König verließ den Rittersaal, ihm folgte Markgraf Johann Heinrich mit seiner Gemahlin, die Versammlung wurde nun erst recht laut im Austausch ihrer Ansichten und Meinungen über diese Ehe, über

die allgemeinen Landesangelegenheiten, die Verhaftung einer so geachteten Frau, und das plötzliche Verschwinden der Zwillinge von Allgund. Dann trennten sich die Herren auch und zogen sich in die für sie bereiteten Gemächer zurück, um sich für das Mahl und den weitern Verlauf der Festlichkeiten zu stärken.

Ohne die Begebenheiten, welche wir eben erzählt haben, wäre der Abschied Johann Heinrich's von seiner Gemahlin, als sie sich in ihre getrennten Gemächer zurückzogen, gewiß ein sehr zärtlicher gewesen. Denn der junge Markgraf war über den mangelnden Liebreiz des Angesichts durch die Schönheit ihres Wuchses und das Feuer ihrer Augen getröstet und hatte sich nach kurzem Gespräch bei dem ersten feierlichen Zusammentreffen wirklich in sie verliebt. Grade deshab aber fühlte er jetzt wüthende Eifersucht und wenn er auch noch nicht wagte, mit dieser hervorzutreten, so erkältete sie doch den Ton, mit welcher er sich ihr empfahl, als sie an die Schwelle ihres Zimmers gekommen waren. Margarethe schien die Aenderung in seinem Benehmen gar nicht zu bemerken.

Die Thüre hatte sich ihr geschlossen, sie warf sich, im vollen Brautschmuck, ohne irgend ein Stück von sich zu thun oder ein Heftlein zu lösen, auf das Ruhebett, stützte das Haupt in die Hand und gab

sich gesenkten Blickes den Gedanken hin, welche — gut oder böse! — ihren Sinn ganz gefangen nahmen. Plötzlich erhob sie mit einer raschen Wendung, welche den Brautkranz ihrer dunkeln Locken erschütterte, das Auge und ertappte den Blick ihres Pagen, der auf ihr mit räthselhaftem Ausdrucke geruht hatte.

„Stefano!“ rief sie. „Was soll das? Wie kommst Du hierher? Ich habe Dich nicht eintreten hören!“

„Eure Gnaden schienen zu schlummern,“ sagte der Page.

„Schlummern!“ wiederholte sie bitter. — „Was willst Du?“

„Eure Befehle mir holen,“ antwortete er. „Ich wurde von Euch hierher beschieden, wenn Alles vorüber wäre.“

„Das sagte ich vorher!“ versetzte Margarethe. „Jetzt bedarf ich Dein nicht mehr, geh'! — Doch, Stefano, Du sollst mir doch einen Dienst leisten. Du weißt jetzt, wer der Mann war, dessen Namen die Kluge von Botzen Dir nicht sagen wollte?“

„Es war einer von Allgund,“ erwiederte Stefano mit lauerndem Blicke.

„Ja, ja, ich frage nicht danach, denn ich weiß

es!“ sprach die Fürstin. „Du riefst ihn ab, weil ein Bote gekommen sei, der ihn sprechen wollte. Weißt Du, was er gebracht hat?“

„Ich werde es erfahren,“ sagte der Page.

„Das wünscht' ich eben. Du sollst erforschen, was die Brüder von hier so übereilt abgerufen hat, und zwar will ich es bald wissen. Was gedenkst Du zu thun?“

„Ueberlaßt das mir!“ antwortete der Page, dessen finstrer Blick mit dem kecken Tone im Widerspruch stand.

Die Gräfin lehnte sich wieder zurück und sagte, nachdem Stefano eine Weile auf seine Entlassung gewartet hatte: „Sie haben eine wunderbare Aehnlichkeit — kannst Du sie gut unterscheiden?“

„O ja,“ versetzte der Page feindselig.

Margarethe sah ihn an und lachte. „Wirst Du eifersüchtig, Kind?“ rief sie. „Komm her, wie alt bist Du? — Nein, diese Laune duld' ich nicht, ich will ein heit'res Knabengesicht um mich sehen, das mir die Grillen verscheucht, nicht diese italienische Maske, mein Kind. Sonst, ich sage es Dir, sonst trennen wir uns. Also gib Sonnenschein. — Du kannst also die Zwillinge von Allgund genau unterscheiden? Woran? Sprich!“

„Eure Gnaden quält mich!“ entgegnete der Page trotzig.

„Sieh, hab' ich Dich verzogen?“ sagte Margarethe. „Nun, wenn es Dir leicht wird, die Brüder von Allgund zu unterscheiden, blos weil der Eine schwarz, der Andere braun ist, mir glückt es nicht! Ihr Bild ist mir nur Eins! — Ich will Dich nicht länger quälen, Stefano, wenn es Dir eine Qual ist bei mir zu sein. Du kannst gehen,“ schloß sie mit einem plötzlichen Uebergange zur eisigen Kälte.

Der Knabe stürzte auf seine Knie und küßte stürmisch ihren Rocksaum.

„Steh' auf!“ gebot die Gräfin. „Du weißt, was ich Dir aufgetragen habe. Ich erwarte bald den ausführlichsten Bescheid.“ Sie winkte heftig mit der Hand, Stefano entfernte sich, ohne noch ein Wort zu wagen. — Als Margarethe allein war, gab sie sich wieder ihren Gedanken hin, welche in einem Bilde zusammenflossen. Ihr Gemahl war ihr vielleicht nie ferner gewesen, als zu dieser Stunde.

3.

Der Pfleger von Eppan hatte wirklich seinen kühnen Entschluß in Ausführung gebracht. Ohne auf die Bedingung einzugehen, welche ihm die Frau von Kippach gestellt hatte, war er sofort zur That ge-

schritten, er hatte die Wehrlose verhaftet, auf die Gefahr, einen blutigen Kampf zu bestehen. Aber der Sturm, welcher bei der Kunde in der Burg entstand, wurde durch Frau Agnes selbst beschwichtigt, sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihre Getreuen, welche Leben und Sicherheit für sie eingesetzt haben würden, zu den Waffen zu rufen, sondern sie ermahnte die tobenden Burgleute, sich ruhig zu verhalten und das Gesetz zu ehren, ihre Unschuld müsse ja an den Tag kommen und dann werde sie mit voller Genugthuung zu ihnen zurückkehren. Anna lag, aller Kraft beraubt, an ihrer Brust, dem jungen Wesen, in dessen Leben der erste Sturm einbrach, schien der Nerv des Daseins zerrissen zu sein, sie schluchzte nur krampfhaft, ihr halb gebrochenes Auge fand noch keine Thräne, auch wußte sie nicht, was mit ihr geschah, so wenig, als sie die gräßliche Beschuldigung kannte, welche man auf das Haupt ihrer Mutter, die ihr als das Bild alles Reinen und Heiligen galt, gehäuft hatte — der Gedanke, daß die Theure in fremde Gewalt, als eine Gefangene, fallen, daß sie hinweggeführt werden sollte, war hinreichend gewesen, ihr die Besinnung zu rauben.

„Ich kann Euch nicht gestatten, Eure Tochter mit Euch zu nehmen,“ sagte der Pfleger, als diese Bitte ihm vorgetragen wurde. „Scheltet mich darum nicht

grausam. Wenn Ihr, so Gott will, Eure Unschuld erhärten könnt, so wird es nur eine kurze Trennung sein — wo nicht, so erspare ich Euch und diesem jungen Mädchen eine viel schmerzlichere.“

Er war auch wirklich nicht grausam, der Mann des Gesetzes, aber diese schonungslosen Worte, deren Härte er selbst nicht ahnte, schnitten der bedrängten Frau tiefer in das Herz, als hätee er sie ohne Weiteres von ihrem Kinde hinwegreißen lassen.

„So erlaubt wenigstens, daß ich sie der Frau des Schloßvogts übergebe —“ bat sie. „Noch hat sie nicht gelernt, sich allein zu rathen und zu helfen in der Welt — möchte sie es nur dies Eine Mal nöthig haben!“ Des Schloßverwalters Frau wurde gerufen, während die Mägde das noch immer im Zustande halber Bewußtlosigkeit weinende Mädchen in ihr Gemach geleiteten, und sobald die Mutter ihr Kind nicht mehr sah, dessen Anblick sie bis zur ohnmächtigen Schwäche erschüttert hatte, gewann sie ihre volle Seelenkraft wieder. Sie gab mit Bestimmtheit ihre Befehle, wie es während ihrer Abwesenheit gehalten werden solle, sie ordnete Alles an, was in Bezug auf Anna nöthig war, sorgte selbst für die wirthschaftlichen Bedürfnisse, und als sie endlich unter dem lauten Antheil ihrer Leute, welcher sich in Drohungen gegen ihre Unterdrücker Luft machte, den Wagen be-

stieg, den sogleich die bewaffneten Knechte umringten, schied sie trotz dieses unheimlichen Geleits nicht wie eine auf Tod und Leben Angeklagte, sondern mit der stolzen Zuversicht, welche über all' diese Rüstungen der Widersacher nur mitleidig lächelte.

Der Aufbruch, und das Geschrei und Weinen auf dem Hofe brach den Starrkrampf, welcher Anna's Geister gefesselt hielt. Sie sprang auf, eilte zum Fenster, riß es auf — aber zu spät! Der Zug war schon unter der Thorwölbung verschwunden. Jetzt erwachte auch in Anna die rasche Entschlossenheit ihrer Mutter. Sie wußte, zu wem sie schicken mußte, um Beistand zu haben — nicht war es der geistliche Herr, des Hauses Freund, welcher überdem schwerlich zurückgekehrt sein mochte, noch minder einer von ihren ritterlichen Verwandten, sie hätten gezagt, ihr gegen den Lehnsherrn und das öffentliche Gericht Hülfe zu leisten, aber ein Herz gab es, das sich nicht bange bedachte, wo es ihr Wohl und Weh galt, und so sprengte kaum eine halbe Stunde später, als der Zug nach Hohen-Eppan aufgebrochen war, ein Bote nach dem Etschthal hinauf, um Reinhold von Allgund die Kunde zu bringen, welch' ein Schicksal über das Haus gekommen war, das er vor Kurzem noch im Frieden und Stille verlassen hatte.

Unterwegs hatte aber auch der Pfleger daran

gedacht, daß er den Grafen von Eppan, der ohnehin nicht günstig für das ganze Verfahren in dieser Erbfrage gestimmt war, schleunigst von der neuen Wendung derselben benachrichtigen müsse, und so trabte denn einer seiner Reisigen mit dem Briefe, der schon auf Kippach geschrieben war, jedoch erst nach der Ankunft auf Hohen-Eppan hatte abgeschickt werden sollen, querfeldein, um die Straße von Gries nach Moritzing zu gewinnen. Auf dem weitern Laufe dieser Straße trafen sich später die beiden Eilboten, wir haben sie in Tyrol einreiten sehen.

Die Brüder waren nicht lange zweifelhaft, was sie thun sollten. Reinhart bestand darauf, daß er nach Hohen-Eppan ritte, um sich Aufklärung zu holen und der gefangenen Frau seinen Beistand, so weit es recht war, anzubieten — ihm schwebte dabei die Hoffnung vor, auf diese Weise eine Versöhnung mit seiner Mutter einzuleiten. Reinhold mußte zuerst nach Allgund, damit die Mutter sich über das längere Ausbleiben der Söhne nicht beunruhige, dann aber wollte er der Geliebten Trost bringen und sie in ihrem Leide aufrichten. Ob es nach den strengen Regeln der Schicklichkeit statthaft sei, dem einsamen Mädchen zu nahen — und im Mittelalter lebten die Frauen viel zurückgezogener als jetzt! — Das kümmerte den Sohn der Berge nicht, in seiner Brust

lebte eine Stimme, die ihn vor jedem Unrecht warnte, eine lautere unbestechliche Stimme, und diese fand in seinem Thun keinen Vorwurf.

Vor der Thüre des festen Hauses in Allgund, welches der Familiensitz des alten Geschlechts war, dessen letzte Sprossen die Zwillinge, saß, vom Abendscheine friedlich verklärt, die Spindel fleißig drehend, eine Frau von mittleren Jahren. Sie mußte einst blendend schön gewesen sein, noch jetzt fiel ihre Wohlgestalt auf, welche stets durch den saubersten, wenn auch einfachsten Anzug gehoben war. Von hohem Wuchs und einer stattlichen Fülle, die aber nirgend das Ebenmaaß überschritt, hätte die Frau wohl einen gebietenden Eindruck gemacht, wenn nicht die etwas geneigte Haltung und der unbeschreiblich sanfte Character ihres regelmäßig schönen Gesichts der ganzen Erscheinung den Stempel der Milde gegeben hätte. Mit ihren Söhnen zeigte sie nur eine entfernte Aehnlichkeit, am meisten noch mit Reinhold, der auch, wie der Andere sie oft scherzend beschuldigte, ihr Liebling war. Sie saß vor der Thüre, ließ die Spindel fleißig tanzen und blickte von Zeit zu Zeit auf die Straße hinaus, dieselbe Straße, auf der sich heute die Weinreben wie Lauben hinüber und herüber wölben, damals noch ein schlechter, mühsam zu befahrender Weg.

Ein Reiter kam endlich daher, von einigen Knechten gefolgt. Das Mutterauge hatte ihn schnell erkannt, und eine unbestimmte Besorgniß erwachte im Herzen, weil er allein kam. Wo war Reinhart? Und warum kam der Bruder schon zurück, da die Festlichkeiten auf Tyrol noch mehrere Tage dauern sollten?

„Reinhart ist weiter hinab an der Etsch," rief Reinhold ihr schon von Weitem zu, denn er verrieth sie noch ehe sie sprach. Dann eilte er, vom Pferde gesprungen, zu ihr, umhalste und küßte sie innig und setzte sich dann zu ihr auf die Steinbank, wo sein volles Herz sich ihr anvertraute.

Die Mutter erschrak, als sie die Schreckensbotschaft über ihre Jugendfreundin hörte, zu der sie noch die unveränderte Zuneigung aus glücklichen Tagen fühlte. Vergebens forschte sie nach irgend einem Grunde, welcher das Verfahren gegen sie rechtfertigen konnte, endlich verstummte sie und blickte lange traurig vor sich hin. Es war die Erinnerung, welche ihr Mitgefühl noch schmerzlicher machte.

Reinhold bat nun um die Erlaubniß, nach Kippach zu reiten, um der verlassenen Anna willen. Die Muttee seufzte tief. „Wollte Gott," erwiederte sie, „daß sich Alles so fügt, wie ich es für uns so

heiß wünsche! Geh' aber und tröste das arme Kind. Mag es kommen, wie Gott will — verlassen soll sie nimmer bleiben; gern würde ich ihr gleich anbieten, zu mir nach Allgund zu eilen, mit offenen Armen wollt' ich sie empfangen, aber gegen den Wunsch ihrer Mutter kann ich nichts thun."

„Reinhart will sie auf Hohen-Eppan sprechen," entgegnete der Sohn. „Er hat im Sinn, ihr dies Anerbieten zu thun. —"

„O warum doch!" rief die Mutter. „Dann gewiß wird es nimmer geschehen!"

„Und diese Feindschaft," erwiederte Reinhold traurig, „ohne irgend eine Erklärung, stumm und bitter, alles Entgegenkommens von Deiner Seite spottend!"

Die Mutter weinte und schüttelte den Kopf, als wolle sie das Gespräch abgebrochen wissen, aber Reinhold mißverstand sie und fuhr fort: „O doch, doch! Wenn Du auch in den letzten Jahren, da Alles vergeblich schien, nichts weiter gethan hast, den unverklärbaren Bruch zu heilen, so weiß ich ja, wie Du früher selbst eine Demüthigung nicht scheutest, um von Deiner Freundin nur zu hören, warum sie ihren Gram und Groll auf Dich geworfen hat, die Unschuldige."

„Laß! Laß!“ bat die Mutter. „Ein schweres Verhängniß hat sie betroffen, und es scheint noch das Bitterste nachzufolgen — — Wir wollen für sie beten, mein Sohn. Aber die alte Zeit laß ruhen.“

Damit stand sie auf und hieß Reinhold mitkommen, denn er werde ja doch erst morgen weiter reiten. Es war aber heller Mondschein, Reinhold hatte bereits dem Knechte Befehl gegeben, ein frisches Pferd für ihn zu satteln und äußerte, daß er heute noch eine Strecke Weges, (im Sinne hatte er über Nacht bis Botzen) reiten wolle, um morgen recht frühzeitig nach Kippach zu kommen. Die Mutter gab das zu, ermahnte ihn aber zur Vorsicht, und daß er zwei Knechte mitnehmen solle, auch erinnerte sie ihn daran daß er auf Kippach nicht längere Zeit bleiben dürfe, und fragte, ob Reinhart irgendwo mit ihm zusammentreffen werde.

„Reinhart will mich in Botzen treffen,“ sagte der Sohn, „von dort schicken wir Dir sogleich Nachricht, damit Du weißt, wie Alles steht.“

Der Mond stand hoch am dunklen Himmel und warf sein Licht verklärend über die paradiesische Gegend, wo die milde wohlthuende Luft, welche hier immerdar herrscht und in unsern Tagen Tausende hinlockt um Genesung für die kranke Brust zu suchen,

mit leichtem Hauche über das Thal, die Blumen dufteten stärker, die Bäume regten nur ihre kleinen Blätter vor dem linden Wehen. Alles war still, nur fernher klang das Rauschen von der Töll. Auf den Bergen, wo trotzige Festen des Adels — heut in Trümmern — von vielen Vorsprüngen starrten, wo manches Kirchlein ihr flimmerndes Kreuz erhob, und wie gesäet die kleinen Hütten, hier gruppenweis, dort einzeln lagen, im Schatten verborgen oder wo der Mondstrahl traf, klar hervortretend, waltete der heilige Frieden der Nacht, kein Mißton störte die süße Ruhe, von welcher die Landschaft, einer gottergebenen Seele vergleichbar, umfangen war.

Mit frommen Gedanken, welche wohl zu der friedlichen Scenerie paßten, ritt an den Bergen langsam ein Reiter dahin, dichtauf von einem zweiten gefolgt, der sich zuweilen scheu umsah, wenn die Streiflichter fremdartige Gruppen in das Gebüsch und Gestein malten. Ihm, dem Zweiten, behagte der Nachtritt nicht, welchen sein Herr beliebt hatte — dieser aber schien für die Gefahr und Ermüdung keinen Sinn zu haben, wie er leider auch die Genüsse verschmäht hatte, welche droben auf dem herrlichen Schlosse noch in unerschöpfter Fülle sprudelten. Er ritt langsam, in seine frommen Gedanken versenkt, welche ihm die Last vom Herzen, die vor wenig

Stunden so schwer gewesen, schon abgewälzt hatten. Alle Sorgen werfet auf den Herrn, denn Er sorget für Euch! Ein Aufblick zum Sternenhimmel war genügend gewesen, ihm volle Beruhigung zu schenken und so ritt er denn, in den Rathschluß des Unerforschlichen ergeben, die nächtliche Straße dahin, um den Trost, der ihm geworden war, bedürftigen Seelen zu spenden.

Schon hatte er die Wendung des Thales erreicht, wo die Etsch in ihrem weiten, steinigen Bette zu dieser Jahreszeit nur eine karge Flut rollt, als sein Begleiter, der sich, wie schon bemerkt, immer dichtauf hielt, einen Hufschlag, wie von mehreren eilenden Pferden, hinter sich vernahm.

„Hochwürdiger Vater!" sagte er kleinlaut.

„Was willst Du, mein Sohn?" fragte der Erste sanft. Es war der Vicar von Sanct Johannis.

„Wär' es Euch vielleicht genehm, etwas stärkere Gangart einzugehen?"

„Wir kommen vor Tage an Ort und Stelle," erwiederte der geistliche Herr. „Hasten ist nutzlos."

„Aber hört denn Eure Hochwürden nicht den Trab hinter uns?" fragte der Famulus ängstlich.

„Reisende, wie wir, mit größerer Eile! Im Lande

Tyrol ist Sicherheit und wär' auch der Mond, wie jenseit" — er zeigte nach Süden — „hier zu Hause, ein Diener des Herrn könnte auf diesen Bergen sein Haupt ruhig in den Schoß des wildesten Gesellen niederlegen."

Schon waren die fremden Reiter dicht hinter ihnen, der Famulus trieb sein Rößlein, alle Rücksichten vergessend, dicht an den Steigbügel seines Principals.

„Ihr seid es, hochwürdiger Vater?" rief jetzt eine bekannte Stimme mit freudigem Tone.

Der geistliche Herr hielt sein Pferd an. „Reinhold," sagte er überrascht. „Auch Ihr?"

„Ja, auch ich — Ihr habt es errathen!" rief der Reiter, indem er heransprengend die Hand des Vicars ergriff; und dann mit diesem langsam weiter ritt. „Ich will nach Kippach — Gelobt sei Gott, daß ich Euch traf."

„Ihr habt mir etwas zu vertrauen?" fragte der Vicar leiser, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Famulus jetzt in voller Sicherheit zwischen den beiden Knechten zurückgeblieben war und mit heller Stimme zu ihnen plauderte. „Auf Tyrol war weder Zeit, noch Gelegenheit zu einer Mittheilung. Sagt an."

„Ach, ich weiß nichts, als daß sich auf Kippach

ein großes Unglück zugetragen hat. Wie es zusammenhängt, und was zu thun ist — hochwürdiger Vater, von Euch hoffe ich Rath. Ihr wollt vielleicht nach Hohen-Eppan? Denn daß man die Arme dorthin geführt hat, ist Euch wohl bekannt."

„Ich wollte vorerst nach Kippach reisen — denn ich meinte, dort werde meine Anwesenheit am nöthigsten sein. Aber nun kann ich wohl davon abstehen. Ich weiß, was dabei Euer Herz bewegt — Zeit zur Vorstellung ist nicht, auch habt Ihr Euch der Neigung nicht zu schämen. Also Ihr reitet nach Kippach, und ich werde suchen, in Hohen-Eppan Einlaß zu erhalten. Laßt uns nur kalten Blutes überlegen, was der Anlaß sein kann, daß plötzlich eine Frau, welche die höchste Achtung genoß und verdiente: auf ihrem eignen Wohnsitze überfallen und wie eine Verbrecherin fortgeführt wurde.

„Ich, Ich weiß es!" rief Reinhold. Sie wollen ihr das schöne Besitzthum entreißen, das sie zum Aerger der gierigen Lehnsvettern noch inne hat und mit Recht!"

„Mit Recht?" wiederholte der Vicar. „Seid Ihr davon so gewiß überzeugt?"

„Ich bin es!" sagte Reinhold. „Denn so lange kein Spruch des Gerichts das Lehn für erledigt —"

er konnte die Rede nicht vollenden, denn sein Pferd scheute sich in diesem Augenblicke vor einem dunkeln Gegenstande dicht am Wege und machte einen furchtbaren Seitensatz, welcher seinen Reiter etwas aus dem Gleichgewicht brachte, und das Rößlein des Vicars fast über den Haufen geworfen hätte. Laut auf schrie der Famulus hinter Beiden, die Knechte lachten heimlich, aber es verging ihnen schnell, als die schwarze Uniform, welche im Schatten der Bergwand lag, sich regte und anschwellend zur Menschengestalt zu wachsen schien.

„Wer bist Du? Was treibst Du hier?" rief Reinhold zornig und spornte das Pferd wider die nächtliche Erscheinung an, welche eilends ein Paar Schritte zurückwich.

„Junker, wollt Ihr mich niederreiten? Kennt Ihr mich gar nicht?" entgegnete eine weibliche Stimme.

„Das ist die Elsi!" rief der Allgunder verwundert. „Sage mir, Amme, was thust Du hier, in Gottes Namen? Um Mitternacht — alle Heiligen behüten Deine Seele!"

„Glaubt Ihr's denn auch — ich höre es!" stöhnte das Weib.

„Gieb Antwort, Amme! Ich habe Dich lieb und mag nicht glauben, was die Leute sagen. Was

thust Du hier, viele Stunden weit von Botzen? Wo willst Du hin?"

„Nach Allgund," sagte die Frau. „Bin schwach geworden und habe hier am Wege lange gelegen, weil Niemand kam, sich meiner zu erbarmen. Und ich hab's doch so eilig, nach Allgund zu kommen."

„Zu meiner Mutter? Und eilig? Warum?"

„Weil ich sterben kann!" sagte die Alte schneidend.

„Kennt Ihr mich, Frau?" fragte der Vicar ernst, indem er ihr näher ritt.

„Wie sollt' ich nicht, Hochwürdigster? Meine arme Seele kennt Euch — o ich sehe, Ihr wünscht meine Beichte, hier in der Nacht, — nein, nein! ich mag Euch nicht länger aufhalten, es warten bange Herzen auf Euch, mein Beichtvater seid Ihr nicht, hochwürdigster Herr, mein Beichtvater ist in Allgund und nur der einen Seele will ich beichten — wenn's nicht zu spät ist!"

Sie wandte sich hierauf schnell ab und ging in entgegengesetzter Richtung von dannen, ohne daß Jemand den Versuch gemacht hätte, sie aufzuhalten. Der Famulus und die Knechte kreuzten sich.

Als Reinhold mit dem Vicar stumm eine Weile

weiter geritten war, sagte der Letztere: „Ich wünsche und hoffe, daß sie wirklich Eurer Mutter — denn diese meint sie doch — ihr Herz aufschließen möge! Es lastet eine Schuld auf ihr.“

„Auf der Elsi?“ fragte Reinhold, welchem das Wort doch den eignen Gedanken löste, der ihn heut zum ersten Male überkommen hatte, wie seltsam auch schon oft das Betragen seiner ehemaligen Amme, die er bei gelegentlicher Anwesenheit in Botzen besuchte, gewesen war.

„Ich kenne sie von langen Jahren her. Eh' sie zu Eurer Mutter kam, war sie einige Jahre mit einer hiesigen Familie jenseit der Berge, ihre Frau starb dort, sie blieb in andern Diensten und kam dann wieder — besser gewiß nicht, als sie gegangen war, besser kommt selten eins unserer Landeskinder von jenseit zurück, die Italiener haben darüber selbst ein Sprichwort. Dann kam sie nach Allgund, wo sie sich verheirathet hat, und da ihr Kind starb, Eure Amme war.“

„Wir hatten sie so lieb!“ sagte Reinhold.

„Wenn sie bei Eurer Mutter geblieben wäre, hätte sie auch wohl Eure Liebe immerdar verdient. Aber sie kam auf einmal wieder nach Botzen und ist darauf wieder eine lange Zeit im Auslande gewesen,

bis sie endlich heimkehrte, kaum wieder zu kennen, so gealtert, und nun wohnt sie draußen bei ihrem Schwestersohne, dem sie das Häuschen und den Weingarten gekauft. Zur Kirche kommt sie selten, wie ich höre, zur Beichte niemals."

„Hat Euch das der Pfarrer gesagt?" fragte Reinhold.

In seinem Tone lag Etwas, das den geistlichen Herrn in Verlegenheit setzte, da er selbst weit entfernt war, irgendwie Gewissenszwang oder inquisitorisches Nachspähen gut zu heißen, sondern die Beförderung kirchlichen Lebens auf ganz andern Wegen suchte.

„Ich weiß es!" antwortete er. „Und aus den Worten, welche Ihr eben selbst von ihr vernommen, leuchtete es klar genug hervor, wie sie über das Sakrament denkt. Möchte es ihr nicht zu spät werden — wie sie fürchtete!"

6.

In dem Thurmgemache, wohin man die gefangene Frau gebracht hatte, war sie anfangs sich selbst überlassen geblieben. Reichliche Speise war ihr zugestellt, ein bequemes Lager bereitet worden,

auch weibliche Bedienung hatte man ihr angeboten. — Keine Rücksicht war verletzt worden, welche man ihrem Stande, wie ihrem Geschlechte schuldete. Aber sie hatte nur Einsamkeit begehrt und als diese sie umfing, als endlich die Nacht einbrach, jeder Laut im Schlosse erstarb und draußen der Mondschein auf den Bergen lag, da kehrte auch Ruhe in das wild empörte Herz der Gefangenen zurück.

Am frühen Morgen wurde sie aber nur zu grausam gestört. Der Pfleger erschien mit seinen Collegen und allem Apparat zur Fortsetzung seines auf Kippach unterbrochenen Geschäfts — was konnte die wehrlose Frau thun, als sich ihm unterwerfen?

Sobald die Tafel mit schwarzem Tuchbehang und den Sinnbildern gerichtlicher Macht aufgestellt war, nahm das Collegium Platz und der Pfleger begann:

„Ihr werdet Euch nicht beklagen, daß Euch keine Zeit zum reiflichen Erwägen Eurer Lage gegeben worden wäre. Die Frage, um die es sich handelte, ist in ein ganz verändertes Stadium getreten. Wir kamen mit Vollmacht nach Kippach, um nach allzu langer Nachsicht von Seiten des Lehnsherrn, wodurch die wohlbegründeten Rechtsansprüche Anderer wesentlich beeinträchtigt wurden, zu ermitteln, in wiefern es an der Zeit sei, den letzteren endlich Geltung

zu verschaffen, das heißt, die rechtmäßigen Besitzer des Dominii Kippach zu habilitiren. Ihr selbst durch Euer Benehmen im Termine zwanget mich, so zu handeln, wie es geschehen ist, ich hätte die Pflichten meines Amtes gröblich verletzt, wenn ich anders gehandelt hätte. Jetzt also continuiren wir, und ich muß Euch bitten, zu bedenken, daß Ihr nicht mehr vor uns steht als die Herrin von Kippach, welche nur Auskunft geben sollte über alle Umstände zur Constatirung eines Gutachtens über den Rechtstitel ihres Besitzes, sondern als eine von schwerem Verdachte betroffene Frau, die sich keiner Schonung zu gewärtigen hat, dafern gelinde Fragen nicht zur Ermittelung der Wahrheit ausreichen würden. Ihr versteht mich doch, Frau Agnes von Kippach?"

„Ich habe Euch vollkommen verstanden, Herr!" sagte sie, „Ihr stellt mir die Folter in Aussicht."

„Das sagte ich nicht, indessen liegt es in Eurer Hand, jede Strenge uns zu ersparen. — Wir knüpfen wieder an, wo unsere Verhandlung auf eben so unerwartete als traurige Weise unterbrochen und in anderes Gebiet geworfen wurde. Leset das Protokoll nochmals vor." Als das vom Schreiber geschehen war und Frau von Kippach aus dem Abschluß desselben mit bebendem Herzen erfahren hatte, daß sie um des Verdachtes willen, den ihr Selbstver-

rath — wie man es nannte — geweckt, als angeschuldigt, wenigstens Mitwisserin eines Verbrechens zu sein, verhaftet worden war, trat eine tiefe Stille ein. Der Pfleger unterbrach sie aber nach einer kurzen Weile durch seine eintönige Stimme.

„Ihr sagtet also: daß Ihr vor zehn Jahren Euren Gatten zum letzten Male gesehen, daß er in ungestörter Gemüthsstimmung von Euch geschieden, daß er keine persönlichen Feinde gehabt, also ein Attentat von fremder Hand auf sein Leben nicht denkbar — auf die Frage: ob Ihr stets in Frieden mit Eurem Gatten gelebt, verweigertet ihr die Antwort und ließet Euch dann zu einer Aeußerung hinreißen, welche — uns hierher geführt hat. Ich frage nun, an Eure ersten Aussagen anknüpfend: wo ritt Euer Gatte hin, von wannen er nicht wiederkehrte?“

„Nach — nach dem Vintschgau,“ antwortete Frau von Kippach.

„Ihr werdet uns aber doch bestimmter angeben können, welchen Ort, welches Haus er besuchen wollte?“

„Er hatte viele Bekannte und Freunde dort. An jenem Tage wollte er, glaub' ich, nach Bartschies — oder,“ fügte sie kurz abgestoßen hinzu: „Allgund.“

„Glaub' ich, sagt Ihr,“ wiederholte der Pfleger

bedächtig. „Es scheint logisch und psychologisch falsch, daß Ihr bei einem so furchtbaren Ausgange dieses Rittes nicht ganz bestimmt, unvergeßlich wissen solltet, wohin Euer Gatte sich begeben wollte.“

Frau von Kippach schwieg.

„Wie lange erwartetet Ihr ihn, ohne einen Schritt der Nachforschung zu thun?“ fragte der Pfleger weiter.

„Fünf Tage,“ sagte die Angeschuldigte.

„Das erscheint als sehr lange. Pflegte er so lange auszubleiben, wenn er nach dem Vintschgau ritt?“

Eine flüchtige Röthe wallte im bleichen Gesichte der Frau empor, verschwand aber gleich wieder. — „Meines Herrn Abwesenheit war verschieden, je nach dem Anlaß,“ sagte sie.

„Wen schicktet Ihr denn aus? Wohin? Mit welchem Auftrage?“

„Fragt Ihr,“ rief die Kippach, „was ein geängstigtes Weib thut um das Leben ihres Gatten? Die Zahl der Knechte, die Richtung, wohin, die besonderen Weisungen wollt Ihr wissen, die sie Jedem und Allen ertheilt hat? Ihr Heiligen, gebt Zeugniß für mich diesen — Steinen!“ Aber als schäme sie

sich des überwallenden Gefühls, das keinen unvortheilhaften Eindruck wenigstens auf die Beisitzer machte, erzwang sie schwell wieder die Fassung und setzte hinzu: „Genaue Auskunft könnt Ihr darüber nicht mehr von mir fordern.“

„Und kamen alle Eure Boten zurück, ohne irgend eine Spur von ihm gefunden zu haben?“

„Alle,“ sagte Frau von Kippach mit zuckender Lippe.

„Hatte er den Ort seiner Bestimmung erreicht — war er, mit einem Worte, auf dem Hinwege oder der Heimkehr verschwunden? Es ist wichtig für alle Fälle, das zu wissen.“

„Er ist dort gewesen und mit Einbruch der Nacht fortgeritten — mehr wußte Niemand.“

„Was heißt: dort? Ich muß wieder darauf zurückkommen, denn wenn sich das öffentliche Gericht einmal, wie es nun geschehen, des Falles angenommen hat, so wird es jedwede Spur bis in die äußersten Spitzen verfolgen. Ihr scheint Euch nun besonnen zu haben, welches der Ort war, den Euer Gatte an jenem Tage besucht hat — nennt ihn also, ich fordere Euch dazu auf, denn es wird nöthig sein, alldort Nachforschungen und Verhöre anzustellen.“

„Er ist an mehreren Orten gewesen — Ihr wer-

det nicht den ganzen Adel des Vintschgau's, unsern gnädigen Herrn zu Tyrol an der Spitze, vor Gericht ziehen wollen?"

„Frau Agnes von Kippach, ich mache Euch darauf aufmerksam, daß sich dergleichen Sarkasma vor uns nicht ziemen. Was das Gericht thun wird, überlaßt ihm. Ihr habt uns alle Orte zu nennen, an welchen Euer Gemahl während seines letzten Besuchs in Vintschgau gewesen ist — wir werden unsere weitern Maßregeln darnach zu treffen wissen."

Die Gefangene nannte flüchtig ein halbes Dutzend bekannter Adelssitze in der Gegend von Meran, auch die Burg Tyrol. —

„Allgund nicht?" fragte der Pfleger, als sie schwieg. „Ihr nanntet es vorher."

„Nannt' ich Allgund?" entgegnete sie.

Unwillig griff der Pfleger an seinen Bart und starrte die Frau eine Weile an. „Ich habe Euch noch eine Frage vorzulegen," sprach er hierauf mit finsterm Blick. „Es ist unmöglich, daß Ihr nicht über das räthselhafte Verschwinden Eures Gatten solltet Vermuthungen angestellt, Verdachtsgründe aufgefunden haben. Diese hegt Ihr wohl noch bis auf diesen Tag. Ich wünsche sie von Euch zu wissen."

„Nimmermehr! Auf bloßen Verdacht mögt Ihr etwas geben, ich denke anders!“

„Wir haben das Recht, ein Geständniß von Euch zu fordern — bedenkt es wohl, wir haben auch die Macht, Euch zu zwingen!“

„Mich zu zwingen? O nein, Herr! Mich zwingt keine irdische Macht wider meinen Willen!“

„Ihr trotzt sehr auf Eure Geisteskraft — wird sie Allem gewachsen sein?“

Ein Schauder rieselte durch die zarten Glieder des Opfers, aber selbst das schärfste Auge hätte diese Anwandlung weiblicher Schwäche nicht bemerkt. In höchster Aufregung — denn die bis jetzt mühsam zurückgehaltene Heftigkeit ihres Temperaments durchbrach jetzt alle Schranken — rief sie: „Sprecht es nur kurz aus, Euer längst gefälltes Urtheil! Wozu erst die geistige Tortur, auf welche Ihr mich spannt, sie ist schlimmer, als die leibliche! Ihr seid ja schon fertig mit Eurem Spruch, nur die Form des Rechts wollt Ihr wahren, und ein erpreßtes Geständniß, dem Schmerze abgerungen, soll Euch dazu verhelfen. Um dies betrüg' ich Euch, aber deshalb brecht mir immerhin den Stab, da ich aus der Welt geschafft werden soll — ich, sein lebendiger Vorwurf!“

Der Pfleger sah hoch auf bei diesen letzten Wor-

ten, welche ein neues Streiflicht, wenn auch in eine andere dunkle Tiefe warfen, als die er bis jetzt zu ergründen getrachtet. Aber ehe er noch diesen Faden aufnehmen, oder, kurzen Prozeß machend, um den starren Sinn der Inculpatin zu brechen, wenigstens eine gelinde Territion mit dem Anblick der Marterwerkzeuge befehlen konnte, donnerte zu den Fenstern hinauf, welche nach dem innern Schlosse gingen, der Galopp von einsprengenden Rossen und der Thürsteher rief in das Gemach: „Der Graf ist angekommen."

„Ich hebe die Sitzung für heute auf," sagte der Pfleger feierlich. „Habt Ihr den Schluß getreulich niedergeschrieben?" wandte er sich an den Schreiber, welcher die Rohrfeder in geübter Hand geführt hatte. „Signiren, meine Herrn Collegen. — Euch, Frau Agnes, geben wir Zeit, Eure Lage und Euer ferneres Verhalten gehörig zu bedenken. Nur ein offenes Herausgehen aus dem Dunkel Eurer Geheimnisse kann Euch retten."

Ob Frau von Kippach ihn verstanden, blieb zweifelhaft, denn sie war, als ihre Rede kaum geendigt hatte und draußen der Hufschlag erscholl, auf das Ruhelager niedergeglitten, wo sie, blaß wie eine Leiche mit niedergeschlagenen Augen saß und keine Wimper regte, bis sie allein war.

Der Graf von Eppan war nicht allein gekommen, sondern Reinhart von Allgund mit ihm; sie hatten sich unterwegs getroffen und verständigt: ein besonderer Umstand hatte sie noch aufgehalten, sonst hätten sie das Schloß schon bei Tagesanbruch erreichen müssen und der armen Frau, zu deren Beistand sie doch kamen, wäre eine herbe Stunde erspart worden.

„Bleibt hier, Allgund," sagte der Graf, „laßt mich mit dem Pfleger und dann mit ihr sprechen. Seid versichert, daß sie nichts mehr zu fürchten hat. Nichts mehr, bei Gott!"

Reinhart fügte sich, man führte ihn in ein Gastzimmer und sorgte für seine Erquickung, während der Graf in seinem eignen Gemache mit großer Ungeduld den Pfleger erwartete.

Endlich trat er ein, den Kopf trotzig zwischen die Schultern gezogen, die runden großen Augen wie zwei Fühlhörner aus ihren Höhlen gestreckt. Er wußte, daß er einem harten Strauße entgegen zog.

„Was zum Teufel habt ihr gethan?" fuhr der Graf ihn an. „Wer hat Euch ermächtigt, so weit zu gehen? Ich werde Euch mit der ganzen schwarzen Brüderschaft, die ihr in mein Land gezogen habt, in Ketten werfen lassen! Weh' Euch, wenn der edlen Frau ein Haar gekrümmt ist, der Ihr nicht werth

seid, die Schuhriemen aufzulösen! Ich will, daß sie augenblicklich in Freiheit gesetzt werde — noch bin ich Herr in meinem Lande und kein Mensch soll sich einen Eingriff in meine Rechte erlauben, als mit Gefahr seines Kopfes!“

Festere Nerven wurden schon erschüttert, als sie der Pfleger besaß, wenn der Graf von Eppan seinem Zorne so freien Lauf ließ, wie eben jetzt. Er pflegte dann dem Gegenstande desselben dicht auf den Leib zu treten, und ein höchst bedenkliches Spiel mit dem Dolchgriff an seiner rechten Seite zu führen, die Klinge halb entblößend und wieder zurückstoßend: wie leicht, daß er sich einmal in der Leidenschaft versah und dem Stahl eine blutige Scheide gab! Dem Pfleger stieg das Haar zu Berge, seine Augen traten noch mehr heraus, er wich zurück, so weit es die Wand erlaubte und suchte sich vergebens Gehör zu verschaffen. Spät erst gelang es ihm.

Aber was er vorbrachte, schien den Zorn des Grafen nicht zu beschwichtigen, sondern im Gegentheil zu einem verzehrenden Grimme zu steigern. Die Glut, welche seine Wangen erhitzt hatte, wich einer schreckhaften Bläße und schien sich ganz in dem tödtlichen Blicke zu concentriren, welchen er unter seinen schwarzen, dicht verwachsenen Brauen auf den Redner

schoß, der sein Recht mit allen möglichen Autoritäten vertheidigte. So leichten Kaufs gibt die Justiz schon ein Opfer nicht frei, das ihr verfallen ist.

„Schweigt Doctor!“ schrie endlich der Graf. „Ich duld' es nicht, daß sie verfolgt wird. Sie steht unter meinem Schutze und der Kaiser ist im heiligen römischen Reiche nicht mehr Gebieter als ich zu Eppan. Wagt es nicht, noch einen Schritt weiter zu gehen: Euer Glück, daß ich zu rechter Zeit kam, um einen scheußlichen Frevel zu hindern!“

Dieser letzte Ausfall beleidigte den Pfleger in seiner amtlichen Würde, er hütete sich aber wohl, dem Entschlusse Worte zu geben, den er mittlerweile schon gefaßt hatte — es gab ja eine höhere Instanz im Lande und traurig wäre es gewesen, wenn jeder Vasall nach Belieben hätte Verbrecher gegen den strafenden Arm der Gerechtigkeit in Schutz nehmen können!

„Ich werde Euch meine weitere Entscheidung mittheilen,“ fuhr der Graf besänftigter fort, als er keinem Widerstande mehr begegnete. „Ihr seid schon lange damit umgegangen, der armen Frau das Besitzthum zu entreißen — ich gab Euch nur meine Einwilligung, die Lage der Dinge klar zu machen, mehr nicht! Das weitere behielt ich mir vor. Und so bleibt

es! Ein Unsinn, eine Verrücktheit, ihr eine That aufzubürden, von welcher —" Hier brach der Graf mit einem kurzen Hohnlachen ab und der Pfleger konnte sich beurlauben.

Nicht lange darauf klirrten die Schlösser an dem Thurmgemache, wo Frau von Kippach von ihrem Widersacher verlassen worden war und als sie aufblickte, welchem neuen Peiniger die Thüre sich öffnen werde, stand der Graf von Eppan vor ihr. Mit einem leichten Schrei erhob sie sich von dem Ruhebette, und streckte die Hand abwehrend gegen ihn aus.

Lange Jahre waren verflossen, seit sie ihn nicht gesehen hatte und welche Veränderung hatten sie mit dem kräftigen Manne bewirkt, in welchem ihr einst das Ideal ihrer jugendlichen Seele erschienen war. Die hohe Gestalt war gebeugt, die einst so schönen und bedeutsamen Züge des Gefühls tief ausgepflügt von scharfen Furchen, die hohe Stirn war fast ganz vom Haar entblößt und um die Schläfe, wo noch dichte Locken wallten, schimmerten bereits viel Silberfäden hindurch, nur die Augenbrauen hatten ihr glänzendes Schwarz bewahrt, aber statt des regelmäßigen Bogens, mit welchem sie einst das stolze Augenpaar überwölbt hatten, starrten sie jetzt buschich verwachsen und gaben dem Antlitz einen Ausdruck zum

Fürchten. Agnes mochte davon erschüttert sein, denn sie bedeckte ihre Augen mit der Hand. —

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Agnes," begann der Graf mit bewegter Stimme.

Sie antwortete nicht.

„Meine Schuld ist es nicht, daß Ihr eine so entsetzliche Behandlung erdulden mußtet!" fuhr er fort. „Wendet Euch nicht von mir ab. Ich will gut machen —"

„Alles?" unterbrach sie ihn mit einem tiefen Schmerzenslaut.

„Alles — das steht nicht mehr in meiner Macht!" erwiederte er gepreßt. „Aber was ich noch gut machen kann, Agnes! Der glühende Wunsch meines Lebens war, Euch auf Hoheneppan heimisch zu sehen, ich habe ihn, wie oft, den Geistern der Nacht vertraut, und mußten sie mir endlich auf diese Weise Gewährung bringen? — O laßt mich zu Euch sprechen, Agnes; Zehn Jahre sind es, daß ich Euch nicht gesehen habe und wie eine Heilige, in unveränderlicher Schönheit, steht Ihr vor mir — ich aber bin ein Greis geworden! Fragst Du warum?"

„Conrad —" mehr vermochte sie nicht zu sprechen, wie sehr sie auch strebte, dem Strom seiner Rede Einhalt zu thun.

„O, das ist wohl der Name, aber nicht mehr der Ton, in welchem Du ihn einst nanntest!", rief er. „Ich weiß, Dein Gefühl für mich hat sich in Haß verkehrt — Du hast Dir nichts vorzuwerfen, als dies Gefühl, das mächtiger war, als des Priesters Bannspruch, der Dich an den Andern fesselte — rein ist es geblieben, wir haben es nicht entweiht, Agnes. —

Sie war niedergesunken auf das Lager, hatte ihr Haupt verhüllt und weinte.

„Du hassest mich nun, Agnes! Auf mir lastet in Deinen Augen der Fluch, den Du nicht auszusprechen wagst und wenn ich vor Dir stehe, in meiner Kraft gebrochen, wie ein zerfallener Thurm, den des Himmels Blitzstrahl traf — so siehst Du darin Gottes Gerichte — sprich es nur aus!"

„Conrad, ich bitte Dich, Erbarmen!" rief sie.

„Du hast mir die Thore von Kippach geschlossen, als ich zu Dir kommen wollte nach dem furchtbaren Ausgange, den es genommen — Du hast mir jede Botschaft, jeden Brief abgelehnt, hast mir geschrieben von Buße und Sühne — ich ehrte Deinen Schmerz Jahrelang, ich hoffte vergebens. —"

„O hoffet nichts!" sagte sie mit wiederkehrender Seelenkraft. „Thut nichts für mich, laßt dem Gesetze seinen Lauf — ich sterbe nicht unschuldig!"

„Agnes, welcher Wahnsinn bethört Euch!“ rief der Graf außer sich.

„Bin ich unschuldig in der That, so lastet sie doch auf meinem Gewissen! Ich war sein Weib und mußte vergessen, was einst — O laßt uns die Vergangenheit begraben, Conrad. Es ist nicht gut, den Stein abzuwälzen von ihrer Gruft. Ich danke es Euch, daß Ihr mich geschont, daß Ihr mich vor einem harten Richter schützen wollt — könnt Ihr eins thun, so hindert die Untersuchung, die er auch über meine Schwägerin von Allgund verhängen will! Und nun gebt mir Eure Hand, Conrad. Ich würde nicht die meinige hineinlegen, wenn ich sie jetzt nicht rein glaubte von der Schuld, welche ich — o in mancher schweren Stunde der Versuchung! — zweifelnd auch an Euch, wie an mir selbst, in Gottes Hand befahl!“

„Ihr haltet mich also für frei von dieser Schuld? So wißt Ihr auch, was mir das Haar gebleicht, das Leben verzehrt hat — Ihr wißt es! Und wenn doch kein Zweifel mehr waltet, daß Hartwich todt, — und wenn in Eurem Herzen, weil sie unsterblich ist, die Liebe —“

Sie unterbrach ihn mit aller Heftigkeit ihres Characters. „Zwingt Ihr den Argwohn zurück und das finst're Mißtrauen, das mich elend gemacht hat?

Wenn das der Sinn ist, in welchem Ihr gehandelt, das der Grund der Schonung, Eurer Hülfe, die Ihr mir heut gebracht — o dann schaudert mein Herz vor der Berührung mit der Hand, welche dennoch, dennoch — laßt mich allein, Graf von Eppan. Ihr werdet nicht erreichen, was Eure unritterliche Hoffnung Euch vorgespiegelt — wie konntet Ihr, wenn ein lauterer Athemzug Eure Brust hebt, wie konntet Ihr hoffen, daß ein Gefühl, das Sünde war, wenn es auch in Euren Augen nicht entweiht worden ist, daß ein Gefühl, welches zu dem Gräßlichsten geführt hat, fortleben werde und endlich gar sich neigen dürfe, wo nimmer Gottes Segen möglich?"

„So raubt Ihr mir auf immerdar jede Hoffnung?" fragte er.

„Jede — auf immerdar!" antwortete sie abgewandt.

„Auch auf Eure Freundschaft, Agnes?" fragte er von Neuem. „Müßt Ihr mich hassen?"

„Ich hasse Euch nicht, Conrad —" sagte sie sanft. „Ich beklage Euch nur. — So überlaßt mich meinem Schicksale."

Er bemächtigte sich noch einmal ihrer widerstrebenden Hand, drückte sie an seine Lippen und verließ das Gemach. Die Riegel klirrten nicht wieder,

die Thüre blieb unverschlossen. Frau Agnes achtete nicht darauf, beschäftigt wie sie war mit dem Bilde des Mannes, um den sie so namenlos elend geworden. Denn noch ein halbes Kind, hatte sie sich von seiner Liebe, die ihr mit seltener Hingebung gewidmet wurde, angezogen gefühlt, hatte ihm dann mit aller Glut einer ersten Neigung ihr junges Herz ergeben — des Vaters Einspruch war nicht fähig gewesen, sie von ihm zu trennen, bis sein eiserner Wille sie zwang, Hartwich von Kippach ihre Hand zu reichen. Noch heute fragte sie sich, was ihr Vater gegen eine Verbindung mit dem mächtigen und reichen Grafen von Eppan gehabt, und warum er ihm einen Lehensmann vorgezogen — aber in jenen Tagen hatte sie keinen Muth zu solcher Frage besessen und da grade der Graf einem Heereszuge gefolgt war, hatte ihr Vater das benutzt, um Agnes mit dem Herrn von Kippach schnell durch den Segen der Kirche vereinigen zu lassen. Keine Ahnung sagte diesem, daß er nur ihre Hand ohne ihr Herz gewann — sie war gegen ihn freundlich und schüchtern gewesen, wie gegen alle Welt, sein Werben hatte sie in tödtliche Angst versetzt, da sie keine Kraft in sich fühlte, ihm Alles zu sagen und da ihr auch die Mutter, welche noch lebte, Vorstellungen machte, hatte sie sich widerstandslos dem Willen, der ihr

Schicksal bestimmte, gefügt. Welche Folgen waren daraus erwachsen! Welche Kämpfe mußte sie bestanden haben, daß sich jene Seelenstärke bis zur Hartnäckigkeit in ihr entwickelt hatte, wie wir sie kennen gelernt!

Es klopfte kurz darauf, nachdem sie der Graf verlassen hatte, an ihre Thüre und herein trat — ein Anderer, als dessen Rückkehr sie gefürchtet. Reinhart war es, der sich ihr mit seinem Namen vorstellte. Sie war aufgestanden und hieß ihn willkommen, ihr Blick zeigte Verwunderung, welche seiner großen Aehnlichkeit mit dem Bruder galt. Beide, die Schwestersöhne ihres Gatten, waren ihr fremd geworden, wie die ganze Welt, sie hatte dieselben als Knaben zuletzt gesehen, welche kaum ein Roß besteigen, eine Armbrust spannen konnten, und seitdem war ihr nur Reinhold erwachsen genaht, Reinhart noch nicht.

„Ich bringe Euch meines Bruders innige Grüße" — sagte dieser, nachdem er die ihm gebotene Hand geküßt hatte. „Reinhold ist nach Kippach geritten — Ihr zürnt doch nicht?"

„Nach Kippach?" rief sie lebhaft. „Doch — ganz recht, er hat wohl gethan. Es ist Verwandtenpflicht."

„Dann bitte ich Euch, dies unwürdige Gemach zu verlassen und mir in ein besseres zu folgen, wie es sich für einen Gast ziemt. Ihr seid frei, Tante.

Aber — wie Ihr wohl wißt, die Lehnsfrage soll zur Erledigung kommen und darum wäre es nicht gut, wenn Ihr nach Kippach zurückkehrtet."

„Nein, das will ich auch nicht," sagte sie fest.

„So steht Euch auf Hohen-Eppan, welches der Graf in einer halben Stunde verläßt, Alles zu Gebot, — vielleicht darf ich Euch Eure Tochter zuführen — oder, Tante, wenn Ihr Euch endlich dazu entschließen könntet, die lange unverschuldete Entfremdung aufzugeben, mit offenen Armen würde Euch meine Mutter in Allgund empfangen. Ich lese es in Eurem gütigen Blicke, daß Ihr es thun werdet."

„Nein Reinhart. Das kann ich nicht. Ich danke Dir für Dein redliches Anerbieten. — Deine Mutter hat es mir gesendet?"

„Ich habe sie nicht gesprochen, aber wie könnt Ihr zweifeln, Tante?"

„Sie weiß nichts! Nein, nein! — Du sagtest ich sei frei? Hat der Graf einen Machtspruch gethan? Wo ist der Mann, der mich verhaftet hat?"

„Der Pfleger hat Hohen-Eppan bereits verlassen, wie Alle, welche zu seinem Geleit gehörten."

„Und ich bin freigesprochen? Oder ist ihm sein Opfer nur für eine Weile entrissen?"

„Quält Euch nicht um diese Abscheulichkeit, welche der Ahndung nicht entgehen wird," sagte Reinhart. — „Darf ich einen Boten nach Kippach senden, daß Anna hierher kommt? Wie freue ich mich, sie zu sehen! Und dann bringen wir Euch nach Allgund."

„Das sei ferne!" sprach sie feierlich. Mein Haupt weiß eine passendere Freistatt zu finden, die ich längst gesucht hätte, wenn ich nicht um meines Kindes willen geblieben wäre."

„Ein Kloster?" rief Reinhart.

Sie blickte freudig auf, und streckte beide Hände nach einem Dritten, der eben still eingetreten war. „O kommt, hochwürdiger Vater! Der Himmel sendet Euch zu mir in dieser Stunde!"

„Vertraut dem Herrn allezeit, meine Tochter," sagte der Vicar, und legte die Hand segnend auf ihr Haupt, das sie vor ihm beugte. „Er wirds wohl machen."

„Ich spreche weiter mit Dir, mein Reinhart. Sende nur einen Boten nach Kippach, daß Anna guten Muthes sei, dann sollst Du ihr weitere Kunde von mir bringen. Jetzt will ich beichten."

Reinhart ließ sie mit dem Priester allein.

7.

Die Flitterwochen des jungen fürstlichen Paares auf Tyrol begannen, wie der April mit wechselndem Wetter. Johann Heinrich war bald im höchsten Entzücken über das reiche Glück, das ihm geworden, bald verfinsterte sich seine Stirn in einer gewissen Trostlosigkeit, welche an einem frivolen Fürstenhofe den beißendsten Auslegungen nicht entgangen wäre. Margarethe hatte es in ihrer Gewalt, ihn zu ihrem abhängigen Sclaven zu machen und versäumte nicht, schon in den ersten Tagen dazu den Grund zu legen. Noch rauschten die Festlichkeiten, welchen ihr Vater eine ungewöhnliche Ausdehnung gab, auf dem Schlosse war das regste Leben, Gäste gingen und kamen — dem jungen Markgrafen war Alles zu roh und lärmend, was er hier sah, er vermißte den feinen Geist, welchen er an andern Höfen gefunden hatte, schon fühlte er sich auch körperlich matt von all diesem Jagen und Ringelrennen, Bankettiren und Tanzen, dem seine Kraft nicht gewachsen war, und er sah mit Verwunderung, der einige Sorge beigemischt war, daß seine von Lebensfülle strotzende Gemahlin bei diesem Treiben eher an geistiger und leiblicher Spannkraft zu wachsen, als zu ermüden schien. Sie war offenbar dabei in ihrem Elemente.

Freilich hatte sie auch ihre schwachen Augenblicke — diese wußte sie aber zu verbergen. Dann saß sie allein, von Niemand beobachtet an einem Fenster, wo sich ein Feenblick bietet, wie das ganze Land kaum einen zweiten aufzuweisen hat. Zur Linken das schöne Thal, in welchem die rasche Passeyr herabkommt, um sich mit der Etsch zu verbinden, grade vorliegend die herrliche Landschaft, welche Meran zu einem Paradiese macht, und rechts hinauf über dem Vintschgau die schimmernden Eisberge, da wo die Straße aus dem Oberinnthal herüberkommt und weiter führt zu dem erhabensten Alpenpasse, dem Wormser Joch, dessen schauerliche Majestät noch jetzt, da menschliche Beharrlichkeit ihr einen freiern Zutritt abgerungen hat, die Seele mit den Schrecken der Gebirgswelt ergreift — so lag das Halbrund der Aussicht vor Margarethens Blicken und diese wandten sich nie zum freundlichern Bilde der Linken, sondern flogen immer, wie suchende Falken, zur Etsch und stromauf. Ein sanfter Ausdruck, welcher sonst den sprechenden Zügen dieses Antlitzes nicht eigen war, hatte sich dann auf die Stirn und die schwarzen Brauen gelegt, und süße Abspannung malte sich in dem träumerischen Blicke in den halb erschlossenen Lippen, zwischen deren blutrothen Korallen die schönen Zähne leuchteten. Es waren Momente, wo gute

Geister die einsame Frau heimsuchten, und wäre das Glück des Herzens mit ihnen eingekehrt, hätte dies ungestüme Herz seine Befriedigung gefunden im Gefühl, das die Wellen des Busens bewegte, wahrlich die guten Geister hätten eine bleibende Wohnstatt hier gemacht!

Wiederum war es Stefano, der Page, welcher Margarethe in ihrem Sinnen störte, diesmal aber empfing sie ihn mit Freuden. — „Wie lange bist Du ausgeblieben, unartiges Kind?" rief sie ihm entgegen. „Komm schnell!" Sie strich ihm die Haare von der erhitzten Stirn, als spiele sie wirklich mit einem Kinde; von ihrer Berührung zuckten die Adern des Knaben, wie bläuliche Schlangen unter der feinen Haut seiner Schläfe.

„Was hast Du erfahren?" fragte sie, da er noch schwieg.

„Der Braune von Allgund wird heirathen," sagte er mit einer gewissen Schadenfreude.

„Heirathen?" rief Margarethe, und nach kurzem Besinnen: „Wen?"

„Die Tochter der Wittwe von Kippach," war der Bescheid.

„Ein unbedeutendes, blasses, blondes Kind, nicht wahr?" rief die Fürstin heftig.

„Sehr blond," sagte Stefano.

Sie stieß ihn zurück. „Du bist albern," sagte sie, stand auf und stellte sich ganz an das Fenster, so daß seine lauernden Blicke nur die Flügel ihres Kopfzeuges, keinen Umriß ihrer Wangen sehen konnten. Er wartete schweigend, bis es ihr gefallen würde, sich wieder zu ihm zu kehren.

Das that sie erst nach einer längeren Weile. Ihre Lippe war stolz aufgeworfen, ihr Auge voll Verachtung. „Sage mir, was Du weißt, im Zusammenhange," befahl sie.

„Frau von Kippach war plötzlich gefangen genommen und nach Hohen-Eppan gebracht worden — weshalb hat Niemand erfahren. Wahrscheinlich, weil sie ihren Besitz, der, nun ihr Mann todt ist, andern gehört, nicht herausgeben wollte. Den Boten, der an die Brüder von Allgund kam, hatte ihre Tochter geschickt — gewiß gnädige Frau, ihre Tochter! Ich weiß es ganz genau —"

„Was willst Du?" sagte die Fürstin unfreundlich. „Hab' ich ein Wort des Zweifels gesagt?"

„Aber Ihr wart so unzufrieden, als spräche ich Lügen. — Sie schickte also den Boten —"

„Wie heißt sie?" unterbrach ihn Margarethe.

„Anna," erwiederte der Page und hielt inne, ihre weiteren Befehle erwartend. Sie winkte ungeduldig,

daß er fortfahren solle. „Der Bote rief die beiden Allgunder an Eurem Hochzeitstage ab — und sie verließen Beide zugleich das Schloß, der Eine — Herr Reinhart glaub' ich, ja! — ritt nach Hohen-Eppan, der Andere nach Allgund —"

„Nach Kippach, willst Du sagen," unterbrach ihn die Zuhörerin aufgeregt.

„Erst nach Allgund zur Mutter, gnädige Frau! Ich habe ihn darum lieb. — Dann habe ich ihn selbst jagen sehen, wie er die Versäumniß einholen wollte. — Und nun ist Alles abgemacht. Die Frau von Kippach ist nach Kaltern zu den Klosterfrauen gegangen und ihre Tochter hält noch heute ihren Einzug in Allgund."

„Heute!" rief die Fürstin. „Ihre Vermählung ist schon gewesen?"

„Nein, aber sie ist Braut und kommt nun zur Mutter ihres Liebsten, bis der Dispens da ist. Denn sie sind Beide Geschwisterkinder und es wird schwer halten, bischöfliche Erlaubniß zu kriegen. —"

„Genug!" sagte Margarethe. „Ich weiß vollkommen Alles, was ich begehrte. Botenlohn, Stefano — einen kleinen Ring zog sie vom Finger und gab ihn dem Knaben, der glühend roth geworden war vor dem innern Wunsche nach einem andern

Botenlohne, als kaltes Metall. Ein freundlicher Blick oder, wenn seine Verwegenheit noch höher stieg, ein Kuß von ihrem Munde hätte ihm namenlose Seligkeit bereiten können — den Ring nahm er mit unbefriedigtem Herzen.

„Wenn ich Dir nur so recht vertrauen könnte!" sagte die Fürstin, indem sie ihn gedankenvoll anblickte.

„Madonna!" rief er und stürzte zu ihren Füßen.

„Wenn ich Dir ganz vertrauen könnte!" wiederholte sie, die Hand auf sein Haupt legend. Ich habe Niemand auf der Welt, keine Freundin, keine Gespielin meiner Jugend, und oft sehn' ich mich, ein Herz zu haben, dem ich Alles sagen möchte — wär' es auch das Herz eines Kindes, wie Du, Stefano."

„Nehmt mich hin, Madonna — gebietet über mich! Was Ihr mir sagt, es soll in meiner Brust ruhen, wie in einem Grabe, was Ihr mir befehlt, ich will es blindlings thun, und wär' es das Schlimmste!"

„Schwöre mir, Stefano!" rief sie hingerissen.

„Ich schwöre Euch Treue und Gehorsam bis zum Tode."

„Und Verschwiegenheit?" sagte sie. „Nicht mit einem Blicke, mit keinem Laut verrathen, was Du von mir weißt, weder einem Freunde, noch, wenn Du ein Mann bist, Deiner Geliebten." —

„Nie, nie!" rief er in höchster Exaltation.

„Auch nicht in der Beichte dem Priester, von dem Du Absolution forderst, und nicht in Deiner Sterbestunde, mag sie früh kommen oder spät?"

„Ich schwöre es!" rief er, die Hand feierlich erhebend.

„Steh' auf!" sagte Margarethe, ihr Arm umschlang seinen Nacken und hob den Knienden empor, sie drückte einen heißen Kuß auf seine Stirn, daß er die Glut fühlte bis in das Hirn, und sprach: „So weih' ich Dich zu meinem Vertrauten. Du sollst mir fortan Deine Treue beweisen."

Der alte König hatte für diesen Tag keine besondere Veranstaltung getroffen und sein Schwiegersohn freute sich insgeheim, endlich einmal der Ruhe pflegen zu können. Er lag sehr behaglich auf seinem Bärenfell und streckte die Glieder, dem süßen Nichtsthun hingegeben, als zu seinem Erschrecken ein Bote seiner Gemahlin erschien, welcher ihn zu einem Ritte in das Freie aufforderte. Im ersten Moment wollte er sich mit Unwohlsein entschuldigen, aber Marga-

rethe hatte schon einmal über sein schnelles Ermüden im Tanz gespottet und er schämte sich vor ihr, daher gab er den Gedanken, den er schon halb ausgesprochen hatte, schnell wieder auf. Die Pferde waren bereits auf Befehl seiner Gemahlin gesattelt und sie wartete ungeduldig, daß er kommen werde. Als er noch säumte, gab sie ihn auf, ging hinab in den Schloßhof, und saß schon im Sattel, da erschien er eben zu rechter Zeit, um sich athemlos auf seines Hengstes Rücken zu werfen und ihr nachzujagen, denn sie sprengte, ohne auf ihn zu warten, zum Thore hinaus. Die Ueberlegenheit seines Rosses brachte ihn aber bald an ihre Seite.

„Verzeihung!“ bat er. „Wenn ich es nur wenige Augenblicke früher geahnt hätte —“

„So würde Euch die Trennung noch schwerer geworden sein,“ ergänzte sie. „Von etwas Liebem reißt man sich am Besten plötzlich, ohne langes Zaudern los — zuweilen freilich verblutet ein Herz darüber — Ihr,“ setzte sie mit einem raschen Uebergange zum lachendsten Spott hinzu, „Ihr werdet doch nicht verbluten, ob der Trennung von Eurer geliebten Bärenhaut?“

Johann Heinrich hatte schon Gelegenheit gehabt, seine Gattin als eine kühne Reiterin — unter Schauern der Selbsterkenntniß seiner eignen Schwäche

in diesem Punkte — zu bewundern. Aber noch nie glaubte er solche Proben ihrer Waghalsigkeit zu Pferde gesehen zu haben, als heut — sie übersprang Gräben und Steinblöcke, über welche er freiwillig nie gesetzt wäre, nur seines Hengstes ausgezeichnete Kraft brachte ihn glücklich — wenn auch unter Todesgedanken und mit festgeschlossenen Augen — über diese Stellen, und dann ging es wieder im gestreckten Lauf querfeldein, daß Bäume und Berge, Häuser und Burgen vorüberflogen, bis Alles im schwindelnden Hirne des Luxemburgers zu einem tollen Chaos zusammentanzte und er seinen letzten Anker in Sattelknopf und Mähne suchte, dem durch Jahrhunderte erprobten Horte aller Reiterbedrängniß. Er hatte freilich sehr viel Tyroler Wein an diesem Tage getrunken und das ist, bei aller scheinbaren Unschuld, eine äußerst hinterlistige Rebe.

Ueber Berg und Thal, am Strome hinauf, war der Ritt von Frau Margarethe erbarmenlos ausgeführt worden — jetzt ragten vor ihnen die Häuser von Allgund. Der Page, welcher allein das Paar begleitet hatte, nicht ohne geheime Schadenfreude, sah mit einem Male finster drein, das Lachen um seinen Mund verschwand.

„Stefano!“ klang die helle Stimme seiner Gebieterin.

Zwei Sprünge seines leichten Rosses trugen den Knaben an ihre Seite. „Ihr befehlt?"

„Melde uns dort an — bitte uns für heut zu Gast!" sagte sie.

„Bei wem?" fragte der Markgraf, der erst jetzt wieder die Sprache fand.

„Eure Gnaden wissen vielleicht nicht mehr, daß heut ein Familienfest in Allgund gefeiert wird," erlaubte sich der Page den Einwand. „Die Braut des Herrn Reinhold —"

„Ich will sie eben kennen lernen, diese sehr blonde Braut!" unterbrach ihn die Herrin. „Thue, wie ich Dir geheißen habe!" — Der Page sprengte voraus und Margarethe gab ihrem Gemahl einen kargen Bescheid auf seine noch unbeantwortete Frage. Dennoch schöpfte er einige Befriedigung daraus, denn es war ja derselbe Mann, dessen Erscheinung bei der Vermählungsfeier auf Tyrol des Fürsten Eifersucht geweckt hatte, derselbe Mann war es, dessen Braut in seiner Mutter Haus einziehen sollte. So war die Eifersucht wohl unnütz gewesen, nur aus der übermäßigen Liebe jenes Tages entsprungen?

Er fand jetzt den Ritt, den er bisher verwünscht hatte, sehr belohnend und war gespannt, die Schönheit zu sehen, welche der kleinen Herzensintrigue des

Fräuleins von Tyrol, wenn eine solche Statt gefunden, den Vorrang abgewonnen hatte. Bräute waren ihm von jeher höchst interessant — er hatte sogar Poesie darin gefühlt, eine unbekannte Braut zu besitzen — wir haben diese Aeußerung von ihm auf dem Brenner vernommen, und möchten ihn nur fragen, ob diese Poesie nicht einen etwas wilden Charakter gewonnen, einen Anlauf zum Dithyrambischen — wie?

Mit dem Pagen kehrte ein festlich gekleideter Mann zurück — „Ihr kennt doch die Brüder," fragte die Fürstin, als sie ihn kommen sah. „Welcher ist es?"

Er wußte darauf nicht zu antworten.

Zu ihrer Verwunderung war es nicht Reinhart, den sie erwartet hatte, sondern Reinhold, der Bräutigam. Aus einem natürlichen Zartgefühl hatte er es seinem Bruder und dem guten Vicar von Sanct Johannis überlassen, seine Verlobte nach Allgund zu geleiten, er selbst war vorausgeeilt, um seiner Mutter vollen Aufschluß über Alles zu geben, so weit es in seiner Macht stand. Heut sah Reinhold ganz anders aus, wie am Tage der Vermählung auf Tyrol, heut lachte das Glück aus all' seinen Zügen und er war in Margarethens Augen schöner, als sie je

einen Mann gesehen hatte. Wie herzlich klang auch seine Stimme, als er die Erbin des Landes und ihren Gemahl im Namen seiner Mutter willkommen hieß — kaum schien es möglich, daß von diesen freundlichen Lippen so frostige Worte, wie sie Margarethe damals von ihm gehört, fallen konnten. Er hielt ihr den Steigbügel und führte sie, nachdem die herbeigeeilten Knechte die Pferde in Empfang genommen, an seiner Hand der Mutter zu, welche den Gästen liebreich entgegen kam. Der Markgraf schritt hinter drein — er fühlte sich von beiden Seiten vernachlässigt und was er kurz zuvor eine kleine, leicht zu entschuldigende Herzensintrigue genannt, ja sogar ganz bezweifelt hatte, wuchs jetzt wieder in sehr verdrießliche Consistenz hinein. Nicht minder beunruhigt folgte Stefano — als er aber von den Stufen des Hauses einen scharfen Blick in die Ferne gethan, wurde ihm leichter um das Herz, er glaubte einen Zug von Reisenden bemerkt zu haben: die Braut mußte ja bald eintreffen, dann gestaltete sich Alles anders.

Margarethe von Tyrol konnte sehr liebenswürdig sein, wenn sie sich in augenblicklicher Stimmung dazu befand. Sie war es heut in einem Grade, wie man wohl noch nicht erlebt hatte, aber sie fühlte sich auch in diesem Hause so wohlthuend angesprochen,

so innerlich gehoben und erquickt, wie es der Armen in ihrer Jugend noch niemals geschehen war. Die ungezwungene Herzlichkeit der Frau von Allgund — welchen Contrast bildete sie mit der steifgefrorenen Haltung ihrer Hofmeisterin, der sie entronnen war, wenn sie irgend konnte, und die noch jetzt an der Hofstatt alle Damen einschüchterte! Das trauliche Gespräch, das Reinhold zu führen wußte, so frei und doch so rücksichtsvoll, wie erschloß sich vor ihm das Herz der jungen Fürstin! Es war, als walte ein läuternder Geist in diesem Hause; die tiefe Frömmigkeit, bis auf unsere Tage ein herrlicher — ach! und gemißbrauchter! — Grundzug des Tyroler Charakters, das innige Gemüth, welches diesem Bergvolke eigen ist, sprach sich nicht allein in dem Wesen der Mutter aus, sie leuchtete auch aus den treuherzigen Augen des Sohnes und aus allen seinen Worten, die eine Richtung über das Gewöhnliche hinaus nahmen. Auf den Markgrafen, welcher anfangs ziemlich einsilbig gewesen war, wirkte die ansprechende Unterhaltung bald wohlthätig ein, und selbst Stefano, der Page, welchen Reinhold mit in den Kreis gezogen hatte, konnte sich dem Eindrucke nicht verschließen. Hier wohnte der Frieden!

Der Zug, welchen der Knabe für den Brautzug gehalten hatte, war nicht nach Allgund gekommen,

sondern verfolgte eine ganz andere Richtung. Erst nach Verlauf von zwei Stunden, welche den Gästen im Fluge verronnen waren, und auch dem Herzen des Bräutigams nicht schwer fielen, weil er wußte, daß Anna nicht früher eintreffen konnte, meldete der aufgestellte Wächter die Annäherung der Erwarteten.

Margaretha erhob sich, als wolle sie aufbrechen, um nicht zu stören. Doch bat die Frau von Allgund mit so aufrichtigen Worten, und Reinhold beredter, als sie, durch seine leuchtenden Augen, daß sie gern nachgab und eine Zeugin der ergreifendsten Scene wurde. An der Hand des greisen Vicars, welcher immer ein Freund der beiden getrennten Häuser geblieben war, nahte ein zartes, liebliches Wesen, das Bild jungfräulicher Demuth — ihre Augen waren gesenkt, sie wagte die schneeweißen Lider mit den langen dunkeln Wimpern nicht zu heben, schamhaftes Erröthen malte ihre Wangen, über welche, ihr unbewußt, einzelne Perlen niederrannen, zagend war ihr Schritt und in der Hand des Priesters zitterte die ihrige, wie sehr auch sein Wort ermuthigend geredet hatte und noch jetzt ein wiederholter leiser Druck sie mahnte, getrost zu sein. Schon von fern begrüßte sie das herzliche Willkommen ihrer neuen Mutter, sie sank, von ihren Gefühlen überwältigt, nicht ahnend oder nicht achtend, daß fremde Augen sie prüfend an-

schauten, der liebreichen Frau zu Füßen und ihr erster Blick, als diese sie aufhob an ihre Brust, galt dem Antlitze, welchem sie seit ihren Kinderjahren nicht mehr genaht war. Dann erst, da ihr die innigste Liebe entgegen strahlte, sah ihr Auge, selig verklärt, den Geliebten, welcher der Mutter zur Seite stand. Und er faßte ihre Hand. Beide senkten noch einmal ihre Kniee vor der Mutter, welche, keines Wortes mächtig, ihre Hände segnend auf die Häupter des jugendlichen Paares legte. Der Vicar und Reinhart, welcher mitgekommen war, standen als treue und theilnehmende Zeugen neben der weinenden Frau — die fremden Gäste aber, von Empfindungen bewegt, deren Möglichkeit sie kaum in ihrer Brust geahnt hätten, waren still in den Hintergrund getreten.

Erst, als der Strom des Gefühls seine hochgehenden Wogen etwas geebnet hatte, kam die Umgebung zu ihrem Rechte. Frau von Allgund stellte die Braut ihres Sohnes der Fürstin vor, welche sie umarmte, und der Vicar nahte sich seiner ehemaligen Schülerin, die ihm nur zu sehr entfremdet worden war; Reinhart aber hatte den Markgrafen freimüthig begrüßt, wie auch Stefano. So fand sich denn, nachdem Anna von der Mutter in das für sie bereitete Zimmer geführt worden, Margarethe von Tyrol unter den Männern allein, aber sie wußte den Kreis,

der sich theilweise so fremd war, in einer Weise zu beleben, daß sich der Vicar in Gedanken fragte, welch' ein guter Geist so plötzlich über sie gekommen sei, die er schon seit geraumer Zeit ganz anders kannte, als sie nach ihrem heutigen Wesen, das nicht den fernsten Schein der Lüge trug, sich zeigte. Bald kehrte Frau von Allgund zurück, Anna war auf ihrem Zimmer geblieben, denn die Sitte der Zeit erlaubte den Mädchen noch nicht, in geselliger Unterhaltung mit Männern zu verweilen, nur bei Festlichkeiten, Turnier und Tanz, gab sich Gelegenheit dazu.

„Sagt uns," begann Margarethe, als sie neben Frau von Allgund saß, die Herren sich aber von ihnen etwas entfernt niedergelassen hatten und über allgemeine Angelegenheiten des Landes und der Zeit in ein Gespräch gerathen waren, „sagt mir, liebe Frau von Allgund, warum ist die Mutter unseres holden Bräutchens nicht hier? Wie ich höre, hat sie sich nach dem unglücklichen Ausgange ihrer Erbfrage in ein Kloster zurückgezogen, aber da sie den Schleier noch nicht genommen haben kann, so bin ich erstaunt, daß sie Euch ihre Tochter nicht selbst zuführt. Verzeiht meine Offenheit — der warme Antheil, den ich an dem Glücke des jungen Paares nehme, wird mich in Euren Augen entschuldigen."

„Ihr wißt vielleicht — denn es ist leider im ganzen Vintschgau bekannt — daß wir schon lange getrennt sind? So gütig und theilnehmend, wie Euer Gnaden sich mir heut bewiesen hat, werdet Ihr mir Glauben schenken, wenn ich Euch sage, daß meine Schwägerin wohl Grund hatte — sich über mich zu beklagen. Aber das sind traurige Geschichten, gnädige Frau, und ich will ihren Schleier nicht lüften, habe auch kein Recht dazu.“

„Noch weniger habe ich ein Recht, in Geheimnisse zu dringen, welche Euer Herz, wie ich sehe, von Neuem betrüben. Laßt uns den schönen Tag der Freude nicht durch traurige Erinnerungen stören. Hätte ich gewußt, daß meine Frage sie wecken würden, ich hätte sie nicht gethan. — Welch' eine glückliche Mutter seid Ihr! Die Brüder von Allgund sind aber nicht Euer Stolz allein, sondern der Stolz von Tyrol — so jung noch, und schon in Waffen erprobt, wie Krieger vom besten Stahl. Mein Vater hat mir erzählt, in welchen Fehden sie ihm die tapfersten Dienste geleistet haben. Und so schön Beide! Jedes Mädchen, und wäre sie eine Kaiserstochter, mag ihr Herz bewahren, wenn sie ihnen naht!“

Das Herz der Mutter erschloß sich weit vor dem Lobe, das ihren Söhnen gespendet wurde, sie dankte

der Fürstin und lehnte es nur ein wenig ab. — „Nein, nein!" sagte Margarethe lebhaft. „Mir, als einer Frau, in Gegenwart ihres Gatten, mag es schon erlaubt sein, der Wahrheit die Ehre zu geben. Auch ist alle Welt darüber einig. Und diese wunderbare Aehnlichkeit!"

„Mir nicht, ich weiß sie mit geschlossenen Augen zu unterscheiden."

„Ihr seid die Mutter! Aber mir verschmilzt sich ihr Bild zu Einem; wär' ich die Braut, es würde gefährlich um meine und meines Gatten Ruhe stehen: ich würde sie Beide lieben."

„Ihr scherzt, gnädige Frau," sagte die Mutter lächelnd.

„O wie könnt' ich hier scherzen, wo es sich um das Heiligste handelt! Sagt mir, wäre es denn so unmöglich, Zwei mit gleicher Inbrust, mit gleicher Hingebung des Daseins zu lieben, wenn diese Beiden Eins sind, in Gestalt und Stimme, Seele und Herz — wenn ihr Bild in Eurer Brust Eins ist, nicht zu trennen, nicht zu unterscheiden? Liebt Ihr nicht Beide mit gleicher Innigkeit?

„Gnädige Frau, eine Mutter liebt alle ihre Kinder mit gleicher Innigkeit und wären entartete darunter, diese vielleicht am meisten, weil sie — die

Unglücklichsten sind. Ihr aber spracht von Frauenliebe!"

Margarethe schüttelte den Kopf. „So versteht Ihr das Gefühl nicht, welches ich nur schildern wollte, weil es möglich ist, wo das Herz eben keinen Unterschied findet, an dem es Einen lieber haben müßte, als den Andern, sein vollkommenes Ebenbild —" sagte sie ruhiger, als wolle sie abbrechen von dem Gegenstande.

„Wenn Ihr meine Söhne näher kenntet, würdet Ihr auch in ihrer Sinnesart einen Unterschied finden, und so ist es überall. Das Herz weiß dann zu wählen oder es hat meist schon unbewußt gewählt. Es ist ein artiges Gedankenspiel, das Ihr aufgestellt habt, und wenn wir hier, wie es in Provence und Aquitanien ist, einen Liebeshof hätten, so könnten Damen und Ritter daran ihren Scharfsinn üben. Wir einfachen Tyrolerinnen sind aber dazu nicht geistreich genug — wir finden, wem wir gut sind, und das gilt für Leben und Ewigkeit."

„Der leise schmerzliche Anklang im letzten Worte galt wohl ihrem eignen Herzen: Frau von Allgund war sehr früh zur Wittwe geworden und hatte dann alle Werbungen, welche der schönen Frau nicht fehlten, zurückgewiesen, um ihrer Trauer zu leben und all' ihre Liebe den Kindern zuzuwenden.

Margarethe verstummte. Das Gespräch der Herren hatte gerade auch eine Pause gemacht. Die Fürstin stand auf, ihr Gemahl folgte ihrem Beispiele. Sie nahm Abschied von der Frau von Allgund, dankte mit Herzlichkeit für die gastliche Aufnahme und die schönen Stunden, welche sie hier verlebt und nahm die Einladung, das Haus, wenn sie sich wohl befunden, bald wieder mit ihrem Besuche zu beehren, freundlich an. Dann trat sie zu den Brüdern, welche neben einander standen, und reichte Jedem eine Hand, welche sie festhielt, von Einem zum Andern blickend, sprach sie:

„Nehmt Beide, denn ich kann Euch wahrlich nicht unterscheiden, meine aufrichtigen Wünsche für Euer Glück! Der Eine hat es schon gefunden in einem lieblichen Bräutchen, dem Andern bringt es vielleicht der nächste Morgen. Besucht uns auch auf Tyrol, Ihr werdet jederzeit die liebsten Gäste sein! Eure Mutter hat auch mir erlaubt, manchmal wieder zu kommen. Also auf Wiedersehen!“

Die Brüder erwiederten den freundlichen Blick, mit dem ihr Auge Beide zum Abschiede grüßte, und sprachen, auf ein so echt tyrolisches Entgegenkommen, was ihnen das arglose Herz eingab. Dem Markgrafen, so frei er über Manches dachte, war aber das Benehmen seiner Gemahlin ein wenig zu tyrolisch,

da sie alle Rücksichten, welche sie ihrer hohen Geburt, bloßen Vasallen gegenüber, schuldig war, gänzlich bei Seite setzte; er beschloß, auf dem Heimwege, wenn es nicht wieder halsbrechend über Stock und Block ging, ihr einige kleine Bedenken zu äußern — jetzt aber erlaubte ihm die Courtoisie, die er in feinern Regionen, als zwischen Inn und Etsch gelernt, keine Anzeichen seines Mißbehagens und auch er verabschiedete sich mit einer Huld, welche ihn noch zuletzt in einem bessern Lichte erscheinen ließ, als ihn bisher auch die Allgunder, der schon ziemlich im Lande feststehenden Meinung über ihn folgend, betrachtet hatten.

Wirklich wurde der Heimritt so gesetzt ausgeführt, als ihn Herr Johann Heinrich nur wünschen konnte. Seine Gemahlin schlug die große Straße ein und zügelte die Ungeduld ihres Pferdes, welches anfangs schnaubend in den Zügel bohrte, dann aber in gemessener Gangart dahin schritt, so daß für den Markgrafen kein Hinderniß war, seine Vorstellung anzubringen, indem sich auch der Page weit genug zurückhielt, um das Gespräch der Herrschaft nicht zu überhören. Doch führte der junge Ehemann seinen Vorsatz nicht aus — denn er hatte überall mehr Muth, als wenn er sich mit seiner Gattin allein befand.

Der Eindruck, welchen sie in Allgund zurückgelassen hatte, war ein durchaus günstiger und der Vicar hütete sich wohl, ihn zu trüben. Auch ihn hatte die Wahrheit, welche dem Seelenkundigen aus dem Benehmen seiner ehemaligen Schülerin hervorleuchtete, überrascht — hier war heut keine Verstellung gewesen, und er gab sich der Hoffnung hin, daß vielleicht die Lauterkeit dieses Kreises ihren wohlthätigen Einfluß auf Margarethe nicht verfehlen werde. Besonders reich in ihrem Lobe war Reinhart. Die Brüder hatten sich bisher von dem Hofe des alten Königs fern gehalten, und was sie von seinem ausgelassenen Töchterlein, das sich nur zu gern über das Herkömmliche hinwegsetzte, gehört, war nicht geeignet gewesen, sie für dieselbe zu gewinnen, um so vortheilhafter contrastirte ihre heutige Erscheinung mit der vorgefaßten Ansicht über sie.

„Freilich hätt' ich ihr einen andern Mann gewünscht!“ schloß Reinhart.

8.

Wochen waren in das Land gegangen, der goldene Herbst hatte die Winzer und Winzerinnen zur Weinlese versammelt, im Hochgebirge war schon in

einzelnen kalten und stürmischen Nächten Schnee gefallen. Die reichen Kaufherren von Botzen, welche droben auf dem Ritten, einer prachtvollen Alpe zwischen Eisack- und Sarnthal, in der „Sommerfrisch" gewesen, hatten schon wieder ihre stattlichen Häuser in der Stadt bezogen, Reisende, welche über die Berge nach Nordtyrol, wie es damals freilich noch nicht hieß, oder weiter bis nach Baiern und Franken gezogen waren, kehrten allmälig zurück. So fand sich auch Herr Joseph Pacheltner, welcher damals auf dem Brenner mit dem hereinkommenden Markgrafen zusammen getroffen war, nach glücklich abgemachten Geschäften zu seiner großen Zufriedenheit wieder ein und fuhr, gemächlich in sein Wägelein hingestreckt, den Weg hinab, welchen er, mit schweren Rechnungssorgen im Kopfe, vor einiger Zeit emporgezogen war. An den Bergen, wo hier schon die Weinreben überall mit reichen Trauben prangten, war ein fröhliches Treiben, man hörte Gespräch und Gelächter, von Zeit zu Zeit ein frisches Jodeln, die bunten Trachten geschäftiger Menschen belebten das Grün — Herr Pacheltner wurde mehrmals von oben mit lautem Zuruf gegrüßt, denn hinter Brixen war er schon bekannt. Der Abend neigte sich, als er die unheimliche Gegend erreichte, wo sich das Thal wieder auf eine Strecke schließt. Die Reben waren hier wieder ver-

schwunden, statt ihrer hatte der dunkle Epheu die Felsen dicht übersponnen, der Weg lief über ein mächtiges Trümmerfeld, von einzelnen Wässerchen durchrauscht, welche dem tobenden Eisack drunten in seinem Bette sich mischen; gefahrvoll war, diese Stätte eines früheren Bergsturzes, der vielleicht manches Menschenleben begraben hatte, keine Mauer, wie heute mit starken Pfeilern, schützte den Reisenden vor einem Sturze in den Abgrund — und das verwitterte Kreuz von Holz, welches zwischen zwei mächtigen Felsblöcken stand, deutete wohl ein Unglück an, welches sich hier vor Jahren zugetragen hatte. Es war Herrn Pacheltner nicht mehr geheuer in seinem Wäglein, wie leicht konnten sich die Pferde bei den länger werdenden Schatten scheuen und Schiff und Geschirr in den Abgrund reißen! Mit der wiederholten Ermahnung an seinen Knecht, vorsichtig zu fahren, stieg er aus, und schritt nun langsam über die öden Trümmer und das Geröll dahin, seinen wieder beruhigten Gedanken sich überlassend. Auf den Zinnen der Feste Griesbruck, welche sich jenseit erhoben, weilte noch heller Sonnenschein, und die höhern Kuppen, wo die Wunder des Dolomitgebirges in silberweißem Gestein dem Fremdling eine neue ungeahnte Welt eröffnen, strahlten so prächtig hernieder, daß Herr Pacheltner den Blick lange nicht von ihnen verwenden konnte. Da

begegnete es ihm, daß er, statt seiner Pferde, sich plötzlich erschrak und stolperte, bis er hart am Rande des Berges, freilich noch sehr weit von aller Gefahr, aber deshalb nicht minder unsanft, in die Steine fiel. Er sprang, so rasch es ihm gelang, wieder auf die Füße, blickte sich nach der Ursache seiner Scheu überall um, aber nirgends war ein Mensch zu sehen. Hatte ihn das Schrecken des Gebirgs überkommen, hatte ihn ein Spuk oder schändlicherweise ein schadenfroher Gesell geneckt? Deutlich glaubte er seinen Namen gehört zu haben — mit einer Stimme, mit einem Laute gerufen, der ihm den Schweiß auf die Stirne, das Haar zu Berge trieb! Ein mächtiges Grauen faßte ihn, das heilige Kreuz, mit welchem er sich bezeichnen wollte, verzerrte sich unter seinem zitternden Finger und half darum nicht — noch klang sein Name, so gräßlich und deutlich gerufen in seinem Ohre, noch schien er, leise murrend auf dem Lufthauche daher zu schweben — und der Kaufmann, einer Ohnmacht nahe, schaute verzweifelnd nach seinem Fuhrwerke, dem er auf einem Richtsteige um ein Paar hundert Schritte vorausgeeilt war. Er konnte sich nicht mehr aufrecht halten, er mußte sich niedersetzen auf den nächsten Block, und als der Knecht mit ihm in gleiche Höhe gekommen, war Herr Pacheltner nicht im Stande, die wenigen Schritte zu ihm allein

herniederzusteigen, so gelähmt hatte ihm der Schreck alle Glieder. Dem Knechte, welcher die Leine um die Leiter schlang und ihm beizustehen kam, war es nicht eben verwunderlich, da er seinen Herrn öfter am Podagra leidend gesehen und den Zufall dafür hielt; auch fand es Jener nicht für gut, ihn zum Vertrauten zu machen und so trug er denn das schreckliche Räthsel, wie einen schweren Stein, der ihm fast die Brust zerdrückte, mit sich heim, wo er es seinen Kindern erzählte, er hatte nämlich einen erwachsenen Sohn, welcher die Geschäfte der Handlung führen half, und zwei Töchter, seine Frau war schon seit vielen Jahren in Italien auf einer Reise gestorben. Die Kinder hörten die schauerliche Erzählung des Vaters, welche er ihnen gleich nach dem ersten Willkommen, sobald er es sich im Hausrock beim aufgetragenen Nachtmahle bequem gemacht hatte, vortrug, mit stiller Gläubigkeit an, aber sie suchten ihm das Ganze, so viel als möglich, auszureden. Da er aber mit sichtlicher Niedergeschlagenheit dabei blieb, fing die jüngste Tochter zu weinen an.

„Was hast Du?" rief er von Neuem erschrocken. „Rede Kind!"

„Du hast die Stimme gekannt, die Dich gerufen hat!" schluchzte sie.

„Ja das hab' ich — oder ich glaub's!" sagte er. „Aber ich bitte Dich!"

„Es ist die Stimme uns'rer Mutter gewesen — Du meinst — sie ruft Dich ab!" brach das Mädchen in lautes Jammern aus.

Er zog sie an sein Herz. „Nein doch! Die war's nicht, ganz eine andere, an die ich seit Jahren nicht gedacht hab'!" beruhigte er sie. „Laß nur das Weinen — ich gehe noch nicht! Sieh doch, ich bin ja gesund, thut mir kein Finger weh! Die kann rufen — sie hat bei mir viel auf dem Kerbholz! Ich folge ihr nimmer, mag sie hingehen, wo sie will." Mit diesen Worten schnitt er die weitere Erörterung ab und da die Nacht schon weit vorgerückt war, suchte er bald sein Lager, ohne sich den Schlaf durch Gedanken an sein wunderbares Erlebniß stören zu lassen.

Ganz in der Morgenfrühe kam ein Mann an die Thüre des Hauses und fragte die Magd, welche eben zum Brunnen gehen wollte, ob Herr Pacheltner etwa heimgekehrt sei. Da sie es bejahte, mit dem Zusatz, daß er aber noch schlafe, äußerte er, dann wolle er warten, setzte sich unter die Lauben auf einen Steinsitz und sah traurig vor sich hin. Die Magd kam zurück, sagte es den Töchtern des Herrn und rief den Mann bald darauf herein, neugierig, ob der Heidigger — sie kannte ihn — etwa Geld borgen wolle.

„Nun, Anton, was schaffst Du?" empfing ihn Herr Pacheltner. „Gute Weinlese und doch Sorgen?"

„Ach, Herr — 's sind andere Sorgen. Meine Bas' ist gestern gestorben."

Der Kaufherr wurde von der Nachricht augenscheinlich erschreckt, ganz blaß und schien sich gar nicht erholen zu können, seine Augen flogen hurtig zu seinem Sohne, der mit im Zimmer war, gleichsam, als beriefen sie sich auf eine eben erhaltene Bestätigung früher behaupteter Dinge.

„Und wie hat sie sich gesehnt, Euch noch einmal zu sprechen! Es war, als könnt' sie gar nicht sterben deshalb! Wie die Sonne hinter die Berge war, hat sie laut nach Euch gerufen. —"

Jetzt wurde auch der Sohn des Kaufherrn blaß und Beide wechselten einen Blick des Einverständnisses, der Beide nochmals erbeben machte. Der eingebildete Ruf von gestern, meilenweit entfernt im Gebirge — wie schauerlich bekräftigte er den alten Volksglauben, daß die Sehnsucht Sterbender nach bestimmten Personen sich, den trennenden Raum besiegend, vernehmbar machen könne!

„Sage mir, Anton," begann der Kaufmann noch ganz erschüttert, „hat sie etwas gesagt, das sie mir vertrauen wollte? Hat sie Dir vielleicht eine Bestellung an mich gegeben?"

„Nichts, nichts!“ versicherte der Weingärtner. „Sie hat nur immer nach Euch geseufzt: ach könnt' ich nur einmal noch meinen alten Herrn sprechen! Und zuletzt hat sie einmal laut geschrieen —“

„Wie ist sie gestorben, Anton?“

„Ach, sehr schwer!“ sagte der Weingärtner mit tiefem Seufzer und schüttelte den Kopf.

„Ich werde eine Messe für sie lesen lassen,“ versprach der Kaufherr.

„Ja — und ich will auch zum Herrn Pfarrer gehen — der gestern nicht bei ihr gewesen ist —“

„Wie? Hat der Pfarrer sich geweigert —“

„O nein, der kam gleich, so wie meine Frau zu ihm gelaufen war, aber da fand er schon Alles vorbei. Denn sie wollte nichts davon wissen und schrie in ihrem Schmerz: was hilft mir's! Nun ist es zu spät, retten kann mich Keiner hier und dort! ich will's nicht haben! — Erst als sie im Todeskampfe lag, lief meine Frau dennoch fort.“

„Das war sehr Unrecht! Ihr hättet sollen trotz ihrer Weigerung thun, was ihr vielleicht eine leichtere Sterbestunde und im ewigen Leben eine Fürbitte verschafft hätte.“

Heidigger senkte den Kopf. „Schon recht, Herr! Aber wir fürchteten uns vor ihr!“

„Sage, wie hat sie gelebt zuletzt? Was hat sie getrieben? Verschweige mir nichts, Du weißt, ich hab's mit ihr gut gemeint und wäre sie zu mir gekommen, wenn ihr etwas auf dem Herzen lag, und sie in ihrer Verblendung es nicht zur Beichte tragen wollte, bei mir hätte sie gewiß einen Rath zum Besten ihrer armen Seele gefunden."

Der Weingärtner warf einen verstohlenen Blick auf den jungen Pacheltner. Den bemerkte der Kaufherr und sagte ernst: „Laß uns eine Weile allein, mein Sohn." Freundlich und aufmunternd nickte dieser dem gebeugten Heidigger zu und entfernte sich.

„Nun sprich' Anton. Weißt Du etwas oder sind es nur Vermuthungen, welche Du mir anvertrauen willst?"

„Gewiß weiß ich nichts," antwortete der Weingärtner, „aber — ich glaube, sie hat draußen in Welschland Gift brauen gelernt."

„Gift! — Wenn nicht noch etwas Schlimmeres — das Leib und Seele zugleich verderben kann!" murmelte der Kaufherr, die Hand über die Stirn legend.

„Um aller Heiligen willen, was meint Ihr? Gibt es etwas Schlimmeres als Gift?"

„O ja — Zaubertränke!"

Heidigger seufzte tief. „Nun sie todt ist, fällt mir's noch schwerer auf das Gewissen, daß ich ihr meinen ehrlichen Heerd zu ihrem geheimen Thun nicht verweigert hab' — aber ich konnt's nicht! Mag ich Buße thun, wie sehr der Herr Pfarrer mir auferlegen wird, aber, ich war's nicht im Stande. — Ich wollt' Euch sagen, lieber Herr, was ich glaube, daß ihr die Sterbestunde erschwert hat — sie hatte ganz sicher" — hier neigte er sich an das Ohr des lauschenden Kaufherrn — „einen Mord auf der Seele!"

Herr Pacheltner wiegte den Kopf, als sei ihm die schreckliche Mittheilung nichts Neues. „Hast Du eine Ahnung, wo und wen?" fragte er.

„In Welschland, glaube ich — sie war mit Euch und Eurer jungen Frau dort, mein' ich, welche dort starb!" Und bei diesen Worten sah der Schwestersohn der Verschiedenen dem Kaufmanne ängstlich in das Gesicht. Aber nur eine Verwunderung malte sich darin, dann schüttelte Herr Pacheltner wiederum den Kopf.

„Nein, Anton! Sie war damals noch ein unverdorbenes Tyroler Blut und erst, als meine Frau gestorben war, die von ihr treulich gepflegt worden ist, erst dann, weil keine Zucht und Aufsicht mehr

war, fiel sie in schlechte Hände und ging aus meinem Dienst, wo ich sie gern, meiner drei kleinen Kinder wegen, behalten hätte —"

„Gott sei gelobt!" sagte Heidigger. „Ich mußte es schier glauben, da sie in solcher Angst nach Euch war —"

„Du hast doch nicht geglaubt," rief Pacheltner aufmerksam werdend, „daß sie mein armes Weib —?"

„War's nicht, wie ich oft gehört, so plötzlich gestorben?"

„Vom Fieber, von der mal' aria! Kein Gedanke, Anton!"

„Aber sie sagte deutlich in ihrer Todesqual: sie müsse Euch etwas sagen und abbitten!"

„Ja, Ja!" bestätigte Pacheltner in wiederkehrender Unruhe. „Das ist ganz etwas Anderes — ich weiß schon und habe ihr vergeben, wie ein Christ thun soll. Lassen wir das, und wenn Du sonst keine Ahnung hast, daß sie eine Seele vom Leben getrennt —"

„Hier ist auch noch ein Umstand. Sie klagte sehr über heftige Schmerzen im Kreuz und wenn ihr Jemand beistehen und sie anders legen wollte, litt sie es doch nicht, wie sie es auch, so lang sie bei uns

gewesen, nicht litt, daß man sie anfaßte — hat sie doch meinen Buben, der sie liebkosen wollte, mit Schlägen abgewiesen, bis er's merkte — nun kamen wir erst, als sie todt war und wir sie auf das Stroh brachten, dahinter, was ihr den Schmerz im Kreuze gemacht — seht hier."

Der Weingärtner zog aus seinem Rocke eine kurze Waffe, wie sie die Edelleute am Leibgurt trugen und Gnadendolch nannten, und überreichte sie dem verwunderten Kaufherrn. Dieser betrachtete sie aufmerksam von allen Seiten. Sie war, wie er als Kenner alsbald sah, von feiner Arbeit, offenbar aus einer Mailänder Waffenschmiede hervorgegangen, der Griff war kunstreich verziert, und auf beiden Seiten mit einem Wappensinnbild versehen, hatte wahrscheinlich auch früher nach der Sitte der Zeit einen Schmuck von Perlen oder Edelsteinen gehabt, welche jedoch sämmtlich herausgebrochen waren, der Stahl, seit langer Zeit nicht mehr geschliffen oder polirt, zeigte bei gänzlicher Verblindung mehrere fast schwarze Flecken, ob von Rost oder Blut, wer mochte das noch entscheiden?

„Nun?" fragte Pacheltner, als er den Dolch länger betrachtet hatte und Anton noch schwieg.

„Das fanden wir in ihrem Kleide, sie hatte sich

nicht ausziehen lassen, und wie sie sich auf's Bett warf, mußte sich's verschoben haben, oder es war sonst zwischen Futter und Zeug gekommen — kurz es saß im Kreuz. Meine Frau meinte, sie hab' es mit Absicht dort getragen — und an ihrem Leibe hätten sich auch schon alte Wunden davon gezeigt — nun sagt mir, was davon zu denken ist."

Der Kaufherr war von dieser neuen Mittheilung im Kopfe ganz benommen und sprach: „Laß mir Zeit, mich darüber zu berathen. Geh' nach Hause guter Anton, oder wenn Du zum Herrn Pfarrer gehst, so schweige einstweilen über diesen Fund, bis ich wieder mit Dir gesprochen habe. Kam denn ihre letzte Krankheit so plötzlich?"

„Daß sie sich legen mußte, ja! Erst gestern Nachmittag, dann kam aber die Qual so schnell und böse, kein Mittel wollte verfangen, um neun Uhr war sie todt. Doch ist ihr schon seit vielen Wochen nicht mehr richtig gewesen — sie hatte einmal einen weiten Weg gemacht, wohin, das hat sie uns nicht gesagt, und von der Zeit an ist es."

Pacheltner entließ ihn jetzt und kleidete sich dann schleunigst an, ohne seinen Kindern etwas Näheres über die letzte zeugenlose Unterredung mit Heidigger zu erzählen — nur, daß er zum Vicar von Sanct

Johannis gehen wolle, erfuhren sie. Noch war es auf den Straßen ziemlich menschenleer, denn in Botzen ist schon südliche Lebensweise heimisch. Die wenigen Begegnenden grüßten aber den angesehenen Kaufherrn, der allgemein bekannt war, mit Zuvorkommenheit und räumten ihm, wie er stattlich in seinem schwarzen, mit Pelzwerk verbrämten Rocke, das bauschige Baret auf dem grauen Haar, den Stock mit dem goldnen Knopf in der Hand, mitten in der Straße ging, gern einen freien Weg. Um so unangenehmer fiel ein junger Bursch auf, der mitten auf dem Dreifaltigkeitsplatz, wo doch Raum genug zum Ausweichen war, dem alten Manne recht absichtlich gerade entgegenkam und keine Miene machte, ihm sein Recht zu lassen. Herr Pacheltner streckte aber den Arm aus und schob ihn gleichmüthig, wenn auch etwas unsanft, beiseit, worüber der junge Bursch in heftigem Zorn, durch das Gelächter der Vorübergehenden noch mehr gereizt, auffahren wollte, sich jedoch durch einen Blick auf sein unscheinbares Wamms beruhigte. Er war ja nicht, wie sonst, in die leuchtenden Farben seiner Herrin gekleidet! Indessen schaute er sich den Mann, der seiner Individualität Hohn gesprochen hatte, doch an, um ihn für gelegnere Zeit in sein Gedächtniß zu prägen.

Herr Pacheltner fand den Vicar in seiner Woh-

nung beim Frühstück und wurde von ihm mit einem herzlichen Glückwunsche zur Heimkehr bewillkommt, er mußte sich zu ihm setzen, wo er denn bald sein Herz durch Mittheilung dessen, was ihm begegnet war, erleichterte. Die Nachricht von dem Tode der alten Frau, über deren Haupte schon seit längerer Zeit das Schwert des geistlichen Gerichts schwebte, nur auf eine bestimmte Anklage wartend, überraschte den Vicar, da er sich erinnerte, sie noch vor wenig Tagen rüstig gesehen zu haben, und auch an das nächtliche Zusammentreffen mit ihr auf dem Heimwege von Meran dachte, wo sie einen weiten Weg zu Fuß unternommen hatte. Mit seiner Meinung über ihr Treiben war er heut zurückhaltend.

„Was sagt Ihr aber zu dem, was mir begegnet ist? Haltet Ihr es für Teufelswerk und seid Ihr der Ansicht, daß ich etwas thun müsse, damit der Böse mir nichts anhaben könne?"

Der Vicar war für seine Zeit ein aufgeklärter Mann. Doch hatte er sich von dem herrschenden Aberglauben noch nicht so weit losmachen können, um eine directe Mitwirkung des Erbfeindes in Schicksalen der Menschen zu leugnen, ebenso wenig fiel es ihm ein, den Vorfall im Gebirge für eine Täuschung der eignen Phantasie zu erklären. Der Ausspruch, daß zwischen Himmel und Erde Dinge ge-

schehen, wovon sich unsere Philosophen nichts träumen lassen, war damals noch nicht vergangen — und wenn in unsern Tagen noch der Wunderglaube sich behauptet, wenn sich nicht mehr oder minder Glaubwürdigkeit sonst vernünftige Menschen überzeugt halten, bei bestimmten Anlässen, wo die Seele in erhöhter Freiheit die Fesseln des Leibes momentan gelockert, einen irdischen Blick hinter den Schleier gethan zu haben, welcher die Geisterwelt, die doch unleugbar existirt, von der unsrigen hienieden noch trennt, wenn das im neunzehnten Jahrhundert bei Weltlichgesinnten noch besteht, so können es die aufgeklärten Leser einem Geistlichen des vierzehnten Säculs nicht verdenken, daß er nicht allein den Vorfall im Gebirg als begründet annahm, sondern auch von der verbotenen Wissenschaft, welcher sich die alte Elsi ergeben hatte, völlig überzeugt war

„Ja, hochwürdiger Vater, und ich selbst bin zu meinem Verderben damit bekannt worden," sprach der Kaufmann, als er das Thema, das er vorgebracht hatte, auf diese Weise bestätigt fand. „Die Sache ist zu lange her, ich habe längst darüber volle Absolution erhalten, darum, verzeiht, hielt ich es nicht für nöthig, seit unserer Bekanntschaft davon zu sprechen, maßen ich nicht gern daran denke. Aber seit gestern muß ich fürchten, daß der Satan wieder

Schlingen um mich dreht, und wenn ich auch in meinem Alter nicht mehr mit solchen Ködern gefangen werden kann, so wünsche ich doch Euren geistlichen Beistand. Laßt Euch also mehr erzählen von der Elsi. Wie ich Euch schon gesagt, verließ sie mein Haus, als meine Frau gestorben war, und sie hat mir's nachher selbst gestanden, weil sie mich allzu lieb gewonnen hatte. Lächelt nicht, hochwürdiger Vater, ich war damals ein anderer Mann, als heut, und wenn ich mich rühmen wollte, könnte ich von manchem Liebesbriefchen erzählen, das mir in Italien, wo sie, Gott sei's geklagt! von ehelicher Treue nicht viel wissen, zugesteckt worden ist, aber mein Heiliger bewahrte mich vor sündigen Gedanken. Als die Elsi von mir ging, hatte sie gewiß keine solchen, und wer kann schelten, wenn auch eine arme Dienstmagd einmal sich ihres Herzens nicht erwehren kann, dafern sie nur dann, wie es die Elsi that, der Versuchung aus dem Wege geht! Ich wollte sie nach Tyrol zurückspediren, aber sie hatte ein anderes Unterkommen gefunden, und blieb dort. Wie sie nun weiter gelebt, und woher sie zu den Künsten gelangt, die sie in's Verderben geführt haben, weiß ich nicht; denn ich bekam sie zwei Jahre nicht zu schauen. In Como fand ich sie dann zufällig bei einer Handelsreise wieder, wir kamen auf einem und demselben

Schiffe zusammen, das uns nach Lecco übersetzte, wo sie bei einer alten Dame war. Sie freute sich über das Wiedersehen in einer so wilden Art, daß ich mich fast erschrack, wie ich auch vor ihrer schier unerträglichen Schönheit eine gewisse Bangigkeit empfand —" Herr Pacheltner stockte.

„Ich errathe Alles," sagte der Vicar, „doch habt Ihr Absolution — und —"

„Nein Ihr errathet nichts, hochwürdiger Vater. Wir kamen nach Leceo. Dort mußte ich ihr versprechen, daß ich nicht abreisen wolle, ohne sie noch gesehen zu haben, da sie mit mir die Mittel zu bereden wünsche, wieder in die Heimath zu kommen. So ging ich denn am hellen Mittage hin und fand sie bei einer alten, reichen Dame, die mich freundlich empfing, aber vor deren Blick mich ein Grauen überfiel, daß ich es Euch nicht aussprechen kann — es war, als durchbohre Einem ein glühender Stahl. Sehr heiß war der Tag und Elsi brachte mir ein kühlendes Getränk — sie kredenzte es mir mit dringender Nöthigung und die Alte sagte mit einem Lächeln, das ihr häßliches Gesicht in dem Augenblicke ganz angenehm machte: Gute Wirkung!"

Laßt mich Alles hören," bat der Vicar, als Pacheltner wiederum stockte.

„Von Stund' an fuhr der Satan in mich," berichtete der Kaufherr kleinlaut weiter. „Ich hatte vorher die Elsi wohl schön gefunden, aber jetzt erschien sie mir, wie das vollkommenste Weib auf der Erde, und wenn's mir auch an dem Abend noch nicht klar wurde, was mir eigentlich geschehen war, merkt' ich es doch, als ich wieder fort war. Ich hatte einen bösen Trank bekommen und die Wirkung, von der die Alte sprach, war an mir fertig. Es ließ mir keine Ruh, Tag und Nacht schwebte mir die Elsi vor und ich wurde ganz krank und elend vor heißer Liebe."

„Schämt Euch!" warf der Vicar dazwischen.

„Ist auch geschehen, Hochwürdigster! Ich habe mich geschämt vor mir und vor meinen drei Kindern — und, Gott verzeih' mir's, ich war nahe daran, ihnen eine Stiefmutter zu geben. Denn mich litt es gar nicht mehr im Hause zu Mailand, wo ich dazumal von Handelsgeschäften lange festgehalten war, ich mußte täglich wenigstens ein Stück hinaus auf die Straße nach Lecco, wenn ich nicht selbst dahin reisen konnte, was auch, glaub' ich, zwei oder drei Mal geschehen. Aber seltsam — wenn ich die Elsi vor Augen hatte, war mir ganz anders, ich mußte doch wieder an meine selige Frau und an Tyrol denken, und hatte keinen Muth zu einem Wort, wie sie

mir doch, wenn ich nicht bei ihr war, das Herz abbrannten, und die Elsi mochte so freundlich sein, ja mehr noch, wie sie wollte, es kam zwischen uns nicht weiter — wofür ich meinen Heiligen noch täglich auf den Knieen danke. Oft war sie ganz zornig, wie es mir vorkam, wenn ich nur kurze Silben für sie hatte. Da sah ich sie endlich einmal in Mailand, — auch ganz zufällig, wie ich vor dem Ticineser Thor einen Gang machte, und hier, überrascht wie ich war, wollte mir das Herz übergehen, wir Beide ganz allein, Hochwürdigster. Noch sehe ich sie vor mir, blühend und schlank, wie sie war — und ich hatte ihre Hand gefaßt und sprach, als auf einmal ein Hufschlag uns störte. Um die Ecke der weißen Steinmauer sprengte ein Reiter, den ich gleich erkannte: es war Herr Hartwich von Kippach, christseligen Angedenkens."

Der Vicar konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht zurückhalten.

„Ja, so verwundert war ich auch, denn ich wußte gar nicht, daß er in Mailand war. Er grüßte mich sehr herzlich, obschon ich deutlich sah, wie es ihn befremdete, einen ehrbaren Landsmann hier zwischen abgelegenen Gärten mit einer jungen Dirne zu treffen, dann fragte er, wo ich wohne, und da mittlerweile die Elsi, uns Beide stolz grüßend, weiter ge-

gangen und zwischen den Steinmauern verschwunden war, forschte er mich nach ihr aus. Nun, hochwürdigster Herr, beging ich ein zweites Unrecht, ich belog den edlen Herrn, um mich weiß zu waschen — aber als ich heim kam und meine kleinen Mädchen sah, da kam es über mich, wie eine Erkenntniß des schlimmen Pfades, den ich eingeschlagen, und als noch am selben Abende Herr Hartwich mich besuchte, setzte ich mich mit ihm unter den Porticus in das stille Halbdunkel hinaus und machte mein Unrecht von früh wieder gut. Er rieth mir, zur Beichte zu gehen, und wenn ich Absolution erhalten, so bald als möglich nach der Heimat zurückzukehren: ein Rath, den ich ihm noch in seinem unbekannten Grabe danke. Die Elsi aber, das weiß ich ganz gewiß, hat uns an dem Abende belauscht — denn als sie mich nach langen Jahren zum ersten Mal wieder sah, wir Beide alt geworden, da verräth sie sich, und ich merkte wohl, daß sie darum einen tödtlichen Haß auf uns geworfen hatte, auf mich so gut, wie auf den edlen Herrn von Kippach. Ihr wißt nun Alles und ich bitte Euch, mir beizustehen, wenn neue Anfechtung über mich kommen sollte, denn ihr Geist wird wohl im Grabe keine Ruhe haben.“ Er sprach diese Meinung mit einem tiefen Schauder aus.

Die Erzählung gab dem Vicar viel zu denken —

er fragte nach der Art, wie die Unglückliche geendet. Herr Pacheltner berichtete nun auch den Umstand mit dem bei ihr gefundenen Dolche, welchen er genau beschrieb, wie er auch die Ansicht nicht vergessen hatte, welche Heidiggers Frau geäußert haben sollte, daß die Alte nämlich den scharfen Dolch als eine selbstauferlegte Pönitenz getragen habe.

„Ich werde Heidigger besuchen und mir die Waffe zeigen lassen," sagte der Vicar, welchen die letztere Mittheilung sehr aufgeregt hatte. „Seid versichert, Herr Pacheltner, daß mein geistlicher Rath und Trost, wenn Ihr dessen bedürfet, Euch nie fehlen wird: vielleicht hat die Hand des Unerforschlichen grade Euch ersehen, um Licht in eine dunkle Begebenheit zu bringen, welche grade jetzt ein drohendes Gewitter über ein uns Beiden werthes Haupt heraufbeschworen hat. Für heut kann ich weiter nichts sagen, aber sobald es mir vergönnt ist, sollt Ihr Alles erfahren. Dem Herrn befehlen wir unsere Wege!"

9.

In dem Winzerhause, wo Elsi bei ihrem Schwestersohne gewohnt hatte, war Alles still. Ein Fen-

ster stand weit offen, die Thüre war, obgleich kein Mensch anwesend schien, unversperrt.

„Werd' ich rufen?" dachte der junge Bursch, welcher auf der Schwelle stand, wo er sonst immer schon empfangen worden war. Doch trat er, ohne seine Stimme zu erheben, ein. Die kleine Stube, in welcher er zuweilen gesessen hatte, war leer — „sie schläft wohl noch?" dachte er und ging, an die Kammerthüre zu klopfen. Der Klang rief von außen her ein entsetztes Weib in die Stube, es war Heidiggers Frau, welche das Klopfen einer ganz andern Ursache zuschrieb.

„Wo ist Deine Base?" rief ihr der Knabe hochfahrend zu.

„Sprecht leise, junger Herr," antwortete die Frau, indem sie sich kreuzte. „Ihr seid in einem Todtenhause — meine Base ist gestern Abend gestorben. Sie liegt auf der Bahre."

Bestürzt sah der Knabe nach der Thüre, an welche er frevelhaft geklopft hatte, er sprach kein Wort, sondern entfernte sich schnell, eilte durch die Straßen bis nach der Herberg, wo er sein Pferd eingestellt hatte, und befahl, es schleunigst wieder zu satteln. Umsonst bot ihm die Tochter des Wirthes Wein und Imbiß an, wie er vorher bestellt hatte, er

verschmähte Alles und trieb nur zur Eile, dann warf er sich in den Sattel und drückte dem Thiere die Sporen in die Weichen, als gelte es, vor einer großen Gefahr zu entfliehen.

„Warum der hübsche Schwarzkopf nur manchmal verkleidet kommt?" fragte die Wirthstochter ihren Vater. Dieser verwies ihr die Neugier: vornehme Kundschaft habe ihre eigenen Liebhabereien, die man nicht stören dürfe.

Als der Knabe nach einem Gewaltritte, wie er ihn noch nie ausgeführt, zu seiner Gebieterin eintrat, brach ihm die Kraft und er mußte sich einen Moment an die Thürpfosten lehnen, sonst wäre er rettungslos zu Boden gesunken. Nur der Stolz, der ihn stets zu Anstrengungen über seine jungen Jahre stachelte, hielt ihn aufrecht, besonders weil zwei fremde Zeugen im Zimmer waren, deren Hiersein er nicht geahnt: der Gemahl seiner Gebieterin und Reinhart von Allgund.

„Was bringst Du?" fragte der Markgraf unwillig. „Euer Page nimmt sich seltsame Freiheiten," wandte er sich an seine Gemahlin, welche mit scharfem Blicke Stefano prüfte. Sie sah, daß ihm etwas Ungewöhnliches begegnet sein mußte.

„Mein Page hat Erlaubniß, zu jeder Zeit, wenn

mein Dienst ihm Anlaß gibt, in mein Zimmer zu treten," sagte sie.

„Zu jeder Zeit!" wiederholte der Markgraf und dachte dabei: „Begünstigter, als ich!"

„Du kommst schon von Botzen zurück?" fragte Margarethe freundlich. „Der scharfe Ritt hat Dich angegriffen, Stefano, Du sollst Dich mehr schonen. Ich liebe Thatkraft und Schnelligkeit, aber Du sollst noch ein Mann werden. Was hast Du für Nachrichten eingezogen von dem Befinden der guten Frau von Kippach?"

Stefano hatte wieder so viel Kraft gewonnen, daß er melden konnte: Frau von Kippach sei zwar noch immer nicht außer Gefahr, aber seit den letzten Tagen habe ihre Krankheit doch eine bessere Wendung genommen und es sei gegründete Hoffnung, die Leidende bald wieder hergestellt zu sehen.

Reinhart dankte ihm für den Trost, welchen er ihm durch diese Nachricht spende und den er nun gleich nach Allgund bringen wolle; er beurlaubte sich dann von der Fürstin, deren Blicke einen gewissen Vorwurf aussprachen, welcher ihn befangen machte, so daß er im Abgehen fast den unverzeihlichen Verstoß begangen hätte, den Markgrafen ganz zu übersehen und sich von ihm gar nicht zu verabschieden.

Stefano, durch einen Wink der Herrin entlassen, begleitete ihn, und das Ehepaar blieb allein. Erquicklich war ihr Zusammenleben schon lange nicht mehr, wir verweilen daher auch nicht bei ihrem Selbander.

Erst ziemlich spät fand heut der Page Gelegenheit, den eigentlichen Kern seiner Botschaft an die Gebieterin zu bringen. Gleich nach der Entfernung ihres Gemahls war sie zu ihrem Vater entboten worden, welcher von dem Herbstanfalle seines Podagra's gequält, ihre erheiternde Gegenwart wünschte: da hatte sie mit zerstreuten Gedanken schwatzen, mit Dissonanzen in der Seele singen müssen, hatte vielleicht nie so falsch gesungen, als an diesem Abende, aber zu ihrem Verdrusse grade heut den alten König besonders durch ihre Töne befriedigt, so daß er am Ende, nach mehrfacher Wiederholung eines Lieblingsliedes, sanft eingeschlafen war. Das hatte sie dann benutzt, um sich leise und schnell zu entfernen.

„Bringst Du mir, was ich befohlen?“ fragte sie den Pagen, als er nun endlich mit ihr allein war.

„Sie ist todt, Madonna,“ antwortete Stefano.

„Todt? Mit all' ihrer Kunst todt?“ rief die Fürstin. „Und das Arkanum, das sie mit lügenhafter Frechheit angepriesen, das sie Dir endlich versprochen hatte —? Weißt Du, Stefano, daß ich

Dir den ganzen Aberwitz verdanke, in welchen ich mich auch, wie so viele Schwachköpfe im Lande, hineinreißen ließ? Der ganze nichtswürdige Handel, den das Weib insgeheim betrieben hat, die Leichtgläubigkeit, mit welcher sich unsere vornehmen Herren und auch wohl Damen unter der Hand um ihre Mittel beworben haben, er ist Dein Werk, und es beschwert mein Gewissen, daß ich Dich nicht dem geistlichen Gericht überliefere!"

„Thut mit mir, wie Euch gefällt — ich bin Euer geschworener stummer Sclave," sagte Stefano.

„Du hast nichts zu fürchten, das weißt Du wohl," fuhr Margarethe fort. „Aber sage mir, glaubst Du an dergleichen? Jetzt ohne Deinen gewöhnlichen italienischen Hinterhalt!"

„Ich glaube nicht blos, sondern ich weiß!" antwortete Stefano.

„Hast Du Proben, Beweise?" rief die Fürstin heftig. „Wer gibt Dir Bürgschaft? Deine Großmutter?"

„Sie war eine erfahrene Meisterin," versetzte Stefano, und das deutsche Weib, das gestern gestorben ist, hat ihre Kunst, wenn auch nur unvollkommen, im Hause meiner Großmutter gelernt."

„Unsinn! Gift habt ihr brauen gelernt, Men-

schen siech zu machen auf Lebenszeit, aber das Herz zu wenden, wenn es gleichgültig oder abgeneigt ist, das können Eure Tränke nimmermehr."

„Doch, Madonna, auch davon habe ich volle Gewißheit!"

„An wem?" fragte Margarethe, mit allem Ungestüm ihres Temparaments.

„An mir!" sagte der Page und da sie ihn verächtlich lächelnd anblickte, setzte er gereizt hinzu: „Ich, Madonna, habe meinen Dienst bei Euch, als ich verwaiset in dies Land kam, mit Widerwillen angetreten, ich war gleichgültig und abgeneigt in meinem Herzen — und wenn ich jetzt, obschon Ihr mich mißhandelt, mein Leben für einen Blick von Euch ließe, so ist es, seitdem Ihr mir im grausamen Scherze den Trank zur Probe gabt — wie man," setzte er halblaut murmelnd hinzu, „Gift an einem Thiere versucht."

„Stefano!" sagte die Fürstin und sah ihn zweifelnd an. „Ich glaube deshalb doch nicht an Deinen Zauber. Wenn der Zauber, welchen die Natur verliehen, mag es Geist oder Schönheit sein, nicht ausreicht, Herzen zu gewinnen, so wird das Gift Deiner Großmutter auch zu Schanden! Daß Du mich jetzt lieb hast, suche nicht in dem Becher, den Du von

meiner Hand genommen, es hätte keinen Werth für mich. Ich hoffe, mein süßer Knabe, daß Du mich um meiner selbst willen lieb hast, und weil ich Dir Alles, Alles vertraue, meinen Haß und meine Liebe."

„Ihr liebt nicht mehr hoffnungslos!" sprach Stefano mit stechendem Blicke.

„Wer sagt Dir — ?" rief Margarethe aufsprühend.

„Reinhart's Benehmen, als er schied," versetzte der Page. „Und wenn Euer Herz nicht ihm allein, sondern untrennbar auch seinem Bruder gehört — laßt mich gewähren, Madonna? Wollt Ihr das, wollt Ihr mich schützen vor Allem, was daraus entspringen möchte?"

„Was willst Du thun?" fragte Margarethe. Hast Du dennoch von der Verlornen oder von Deiner unseligen Großmutter ein Mittel verbotener Kunst und willst es versuchen?"

„Gebt mir Freiheit zu handeln und schützt mich vor allen Folgen!" wiederholte Stefano.

„Ich will es thun —" antwortete Margarethe, sich von ihm abwendend — „wenn es Dir gelingt, was mein Herz fordert. Aber wehe Dir, wenn Du nur Gift für sie hast, ihren Leib zu verzehren!"

„Und wolltet Ihr," fragte Stefano mit leiser und tiefer Stimme, „wolltet Ihr Reinhold nicht lieber im Schooße des Grabes wissen, als in den Armen seines Weibes?"

„Du willst sie vergiften, Unglücklicher!" rief Margarethe.

Der Page hatte einen Blick zur Antwort, welchen seine Gebieterin zum Glück nicht sah, in diesem Blicke hätte sie den ganzen Abgrund seiner Leidenschaft zu erkennen vermocht.

„Geh!" sagte sie streng. „Du weißt meinen Willen."

„Der ist, daß den Brüdern von Allgund kein Haar gekrümmt werde!" erwiederte Stefano. „Ich werde mich genau danach richten." Er zögerte noch, als erwarte er weitere Befehle, aber Margarethe entließ ihn stumm durch eine schwache Bewegung ihrer Hand.

Reinhart war unterdessen längst im Kreise der Seinigen und hatte durch die tröstliche Nachricht über das Befinden der Kranken, welche Frau Margarethe nur auf seinen Wunsch eingeholt hatte, große Freude bereitet. So konnte Reinhold hoffen, seine Anna, die ihm seit Kurzem nach eingegangener Dispensation durch kirchlichen Segen verbundene Gattin, welche

jetzt zur Pflege ihrer Mutter in Kaltern weilte, bald wieder zu sehen. Wenn aber hier liebende Herzen auf die Genesung der vielgeprüften Frau harrten und auch der Graf von Eppan, welcher sich die Mitschuld an ihrem Leiden beimaß, fast täglich Boten nach dem Kloster hinabschickte, um sich nach Frau Agnes zu erkundigen, so wartete, mit gleicher Ungeduld, aber aus sehr verschiedenem Grunde noch Jemand auf ihre Herstellung, das war der Pfleger von Eppan.

In jenen frühen Zeiten unseres deutschen Volkes war es mit der Justizpflege ganz eigenthümlich bestellt, ob besser oder schlechter für das Volk, überlassen wir dem Urtheil unserer Leser. Das römische Recht war noch nicht überall eingedrungen, auch der Sachsenspiegel, damals erst vor Kurzem abgefaßt, in den südlichen Theilen des Reichs nicht von Geltung, der Schwabenspiegel aber noch nicht erschienen. In den meisten Landschaften galt noch das alte Herkommen, wie es in der österreichischen Landhantveste aufgezeichnet ist. Das richterliche Amt war ein Lehen, wofür an den Gerichtsherrn eine gewisse Summe zu zahlen — umgekehrt wie jetzt. Aus den Gebühren erwuchs den Richtern dann ihre Einnahme und wenn diese Gebühren an sich auch im Vergleich zu den jetzigen sehr unbedeutend waren, so wirkten sie doch auf die ganze Gerechtigkeitspflege ein, und eröffneten

der Habsucht ein schwer zu beschränkendes Feld. Der Pfleger zu Eppan zahlte pünktlich seinen Lehensschilling an den Grafen, konnte er darum dulden, daß dieser eigenmächtig in seine Gerichtsverhandlungen eingriff? Was half es, daß der Graf ihm den Ausfall, wenn die Sache niederzuschlagen, ersetzen wollte? Konnte man etwa berechnen, wie weit dieser höchst interessante Prozeß, in welchem man erst bei der Voruntersuchung stand, sich verzweigen werde? Eine unabsehbare Fernsicht hatte sich dem eifrigen Manne eröffnet und sollte sie ihm durch bloße Willkür wieder verbaut sein? Zum Glück gab es noch eine höhere Instanz. Nicht umsonst hatte einst Mainhard von Görtz und Gradisca, als er die Erbtochter von Meran heirathete, und seinen Sitz auf der Burg Tyrioli aufschlug, die Grafen bis an die welsche Grenze in Abhängigkeit gebracht, nicht umsonst war sein Enkel der anerkannte Landesherr von Tyrol, und somit auch der oberste Gerichtsherr über den Grafen von Eppan. Der Pfleger hatte sich mit ausführlich motivirter Beschwerdeschrift an den Landrichter gewandt und war von diesem, mit oberlehnsherrlicher Genehmigung dahin beschieden worden, daß in der Sache weiter vorzugehen sei, wie es Rechtens. Dazu fehlt aber freilich ein Hauptstück: der Kläger. Das altdeutsche Sprichwort, welches in der Wirklichkeit längst durch

Inquisitionsgerichte, Anklagen ex officio und Staats-anwaltschaften umgestaltet worden ist, hatte damals noch volle Gültigkeit. Wo kein Kläger, war auch kein Richter. Wegen der Erbfrage des eröffneten Lehens hatten die Agnaten die Klage geführt — aber wer sollte als Kläger auftreten, wo es sich um den angeblichen Mord des verschollenen Hartwich von Kippach handelte? Kläger und Richter konnten nicht in einer Person fungiren. Der Pfleger hatte einen Augenblick daran gedacht, den Prozeß dem Landrichter zu übergeben, und selbst als Kläger sich zu betheiligen, aber er hätte dadurch den herrlichen Rechtsfall aus der Hand verloren. Eine kasuistische Deduction, welche der Frau von Kippach in Anbetracht ihres verdächtigen Benehmens eine Selbstanklage unterschob und auf diese Weise dem Mangel des ordentlichen Klägers abhalf, war von dem Pfleger, in einer objectiven Stunde ruhiger Ueberlegung, selbst nicht probefest erfunden worden. Nun machte überdem das Recht einen Unterschied, ob ein Verbrecher auf frischer That betroffen vor den Richter gebracht, oder ob er erst später im Wege der Anklage zur Untersuchung gezogen wurde. Im letztern Falle, der hier vorlag, war kein Zeugenbeweis mehr zulässig, sondern es blieb dem Angeklagten überlassen, sich durch einen Reinigungseid oder durch Gottesurtheil mittelst Feuer- und

Wasserprobe, auch Zweikampf, zu rechtfertigen. Der Pfleger hatte nach reiflicher Erwägung beschlossen, einstweilen von dem Erforderniß eines Klägers noch ein Absehen zu nehmen und die Angeschuldigte in ihrem Asyl zu Kaltern nur mit der Frage zu einer directen Aeußerung zu veranlassen: ob sie den Reinigungseid zu leisten im Stande sei. Um so unangenehmer fiel ihm daher die Meldung, welche er von ihrer Krankheit erhielt, um so dringender wünschte er ihre baldige Genesung. Den Grafen von Eppan, mit welchem er über den Fall in ein schweres Zerwürfniß gerathen war, vermied er einstweilen, denn er kannte ihn als einen gewaltthätigen Mann, der selbst seinem Landesherrn wie viele andere Dynasten der Zeit, nach Gefallen Trotz zu bieten wagte.

Die Krankheit, welche Frau von Kippach niedergeworfen hatte, war endlich besiegt, aber nur langsam rückte die Genesung vor und wenig Aussicht schien, daß Frau Agnes vor Einbruch des Winters noch werde das Zimmer verlassen können. Kaum daß sie täglich, wenn die Bergluft nicht zu scharf wehte, ein Stündchen am offenen Fenster zubrachte. Ihre Tochter war noch immer bei ihr und wollte sie nicht verlassen, aber die Mutter drang nun ernstlich darauf, daß sie zu ihrem Manne zurückkehre.

„Dort ist des Weibes Platz!“ sagte sie. „Schlimm

genug, daß der Mann hinausgerufen wird in die Welt, und dann kein Schild — Gott behüte Dich, mein Kind, vor jeder Prüfung."

Diesen Wunsch gab sie Anna auch wiederholt mit auf den Weg, als diese sich endlich zur Heimkehr nach Allgund anschickte — vergeblicher Wunsch! Welchem Sterblichen wäre es wohl gegeben, seinen Erdenpfad ohne Prüfungen zu wallen? Noch ganz zuletzt machte Anna einen Versuch, ihre Mutter zu bewegen, daß sie ihr wenigstens die Hoffnung lasse, sie künftig in Allgund zu sehen. Aber sie stieß auf die alte Festigkeit, die sich mit der zunehmenden Gesundheit wieder kräftigte.

„Ich habe ein Gelübde gethan, freiwillig niemals — bis ein gewisser Fall eintritt — Allgund wieder zu sehen," antwortete die Mutter.

„Und doch hast Du Deines Kindes Glück dort zugelassen?" fragte Anna.

„Du kannst dort glücklich sein!" erwiederte die Mutter, „frage mich weiter nichts."

„Werde ich niemals Dein volles Vertrauen besitzen?" fragte Anna schmerzlich.

„Doch, mein liebes, liebes Kind!" sagte die Mutter und drückte sie an ihr Herz. „Einst ganz gewiß!"

— Sie wurde nicht verstanden, denn sie meinte dies Einst nach ihrem Tode, dann sollte der Beichtvater ihrem Kinde erzählen, was sie selbst ihr nicht zu gestehen wagte.

Es war große Freude in Allgund als die junge Frau zurückkehrte, und heitere und glückliche Tage folgten, äußerlich durch wenig hervotretende Ereignisse bezeichnet, innerlich um so zufriedener. Wer diese Häuslichkeit mit der droben auf Schloß Tyrol verglich! Margarethe behandelte ihren Gemahl mit einer Rücksichtslosigketi, daß er mehr als einmal nahe daran war, seinem Vater zu schreiben, daß er ihn aus dieser Hölle erlöse. Wenn der rastlose König von Böhmen, der in ganz Mitteleuropa turnierte und diplomatische Händel betrieb, nur zu finden gewesen wäre — wußten seine Stände im Czechenlande doch oft nicht, wohin sie ihm die Silberbarren aus den böhmischen Bergwerken nachschicken sollten, wie viel weniger hätte er seinem jüngsten Sohne, den er als Mehrer der Hausmacht so warm gesetzt — warm genug für seinen sanften Charakter! — melden sollen, in welcher Reihenfolge er die Würde des Prodestà, welche ihm die meisten lombardischen Städte geboten, feierlichst annehmen werde! — Mehr und mehr trat die Sinnesart Margarethens hervor, sie hatte Stunden, in denen sie weich und fromm war, aber das

geringste Hinderniß, das sich in ihren Weg stellte, der kleinste Widerspruch, selbst gegen bloße Launen, reizte sie zu einer Heftigkeit, in welcher sie zu Allem fähig gewesen wäre. Sie hat nie gelernt, ihren Leidenschaften, mochten sie auch auf verbotene Dinge gerichtet sein, einen Zügel anzulegen und wenn sie sich zuweilen einen Zwang anthat, kalt zu scheinen, wo sie glühte, so war es nur in der Hoffnung, dadurch um so gewisser ihr Ziel zu erreichen. Mißglückte es aber, dann war der Ausbruch um so fürchterlicher.

Die Glut, welche sie mit vergeblichen Wünschen verzehrte, ließ sie endlich auch der nöthigen Vorsicht vergessen und als sie sich einmal im Kreise von Frauen verrathen hatte, da wußte es bald die ganze Gegend, daß sie in einen der Zwillinge von Allgund entbrannt sei. In welchen, blieb zweifelhaft, weil Einige für Reinhart, Andere für seinen Bruder stimmten, indessen neigte sich doch die Mehrzahl dem Verheiratheten zu, weil grade in diesem Hindernisse für einen Sinn, wie Margarethens, ein Reiz mehr liege. Schadenfroher Spott traf den Markgrafen, denn die Sitten der Zeit waren in solcher Beziehung nicht fein und es wäre eine unwahre Schilderung, wenn wir sie nach den zarten Liedern der Troubadours bilden wollten, auch im Lande der Poesie und der Liebe, der

heitern Provence, stand neben dem zartesten Minnegetändel oft unverhüllte Roheit. Nun fand sich bald ein leidiger Schwätzer, welcher das Ohr des Fürsten offen fand — im ersten Zorne beleidigte Johann Heinrich den Schwarzen von Allgund, welcher ihm zufällig auf demselben Jagdritte, wo ihm die Schwäche seiner Gemahlin verrathen war, begegnete und Reinhart war nicht der Mann, der eine Beleidigung, selbst von dem Kaiser nicht, zu dulden. Er legte die Hand an den Schwertgriff, die Klinge des Luxemburgers blitzte schon durch die Luft und hatte den Arm seines Gegners getroffen, noch ehe dieser sich zu decken vermochte. Der Hieb war leicht, doch spritzte das Blut aus dem markigen Arme und ein Schrei ließ sich hören, droben von dem Berge wo das Kirchlein Sankt Petri stand, ein Schrei aus weiblicher Brust, welcher des Fürsten Ohr schärfer traf, als sein Schwert des Feindes Arm verletzt hatte. Schon schmetterten aber Reinhart's Hiebe auf ihn ein und er hatte all' seine Fechtkunst, die er den ersten Meistern von Paris verdankte, nöthig, um sich das Leben zu schirmen, aber verhindern konnte sie nicht, daß die ungeschwächte Kraft seines Gegners ihm das Schwert aus der Hand schlug. Im weiten Bogen flog es schwirrend dahin, grad' in den Bach, dessen Wellen hoch aufspritzten, und es dann in ihrem Schooß be-

gruben. Mit Scham und Wuth blickte Johann Heinrich auf seinen Feind — der aber senkte seine Waffe vor dem Wehrlosen und sprach kurzathmend: „Wenn Euch die Fortsetzung beliebt, gnädiger Herr, Ihr dürft nur schicken!“ Ohne des Fürsten Antwort abzuwarten ritt er im starken Galopp davon. Des Markgrafen Auge folgte aber nicht ihm, sondern spähte zu der Höhe empor, von wo die weibliche Stimme zu hören gewesen war, es traf aber nur auf das schweigende Gemäuer und die Bäume davor, denen der Herbstwind die gelben Blätter entführte. Der Begleiter war abgesprungen und fischte mit dem Knechte vereint nach dem Schwerte in dem Wasser, das endlich gefunden und gerettet wurde. Finster steckte es der Markgraf in die Scheide und sprach auf dem Heimwege kein Wort. Glänzender konnte der heimliche Bericht, der ihn aufgeklärt hatte, aber nicht bestätigt werden, als es hier fast in demselben Moment, wo er geäußert worden, geschehen war, und der Begleiter des Fürsten hatte alle Mühe, die Schadenfreude in seinen Zügen zu verbergen.

Margarethe war längst zu Hause, strahlend vor Glück. Der Geliebte, dem sie eine Botschaft gesendet, war nach Sankt Peter gekommen, die Freude über die hochwichtige Kunde, welche ihr

den Anlaß gegeben ihn dorthin zu bescheiden, hatte ihm das Herz geöffnet, daß sie ein Gefühl, von dem er sich vielleicht selbst noch keine Rechenschaft abgelegt, klar darin erkannt hatte — weiter war sie heut mit Absicht nicht gegangen, hatte streng jedes Ueberwallen der eignen stürmischen Glut gehütet und sich von ihm getrennt, wie eine Freundin; dann aber war sie Zeugin gewesen, wie er mannhaft im Zweikampfe gestanden, ihr Schrei hatte das Ohr des Gatten getroffen und verletzt, aber noch tödtlicher hätte ihn das leise Gelächter, mit welchem sie den Flug seines Schwertes begleitete, getroffen, wenn es bis zu ihm gedrungen wäre.

„Stefano," sagte sie zu dem Pagen, der sie begleitet hatte, „Du siehst, es gibt einen wirksamern Zauber, als dessen Du Dich rühmst." — Der Page lächelte bitter.

10.

In seinem Lehnstuhl, von Schmerzen geplagt, saß der alte König; mit verhaltenem Groll hörte er den Vortrag des Landrichters über die Kippacher Frage. Sie war durch eine neue wichtige Entdeckung bereichert worden. Beim Tode einer alten, der Zauberei

verdächtigen Frau, hatte sich an ihrem Leibe ein Dolch gefunden, welcher das Wappen von Kippach auf dem Griffe zeigte, er war bereits als Eigenthum des verschollenen Hartwich erkannt. Das alte Weib hatte früher in Diensten der Frau von Allgund gestanden, welche eine Schwester Hartwichs war; zu dieser letztern hatte sich derselbe auf seinem verhängnißvollen letzten Ritte begeben, war dort, wie schon damals ermittelt worden, bis zum Spätabend geblieben und dann aufgebrochen, um nach Hause zurückzukehren, wo er jedoch nicht angekommen war. Der Pfleger von Eppan, welcher die Meldung gemacht, hatte nun zugleich darauf angetragen, die Untersuchung, weil Frau von Kippach bei ihrer Krankheit sich noch nicht habe wegen des Reinigungseides erklären können — über die Allgunder auszudehnen, da sich hier alle Spuren zu concentriren schienen, und jedenfalls über die verstorbene Dienerin alias Amme der jetzigen Gebrüder von Allgund, die nöthige Auskunft zu erlangen sei. Er, der Pfleger, habe sich überdem erinnert, daß er in jener Zeit etwas von einem harten Zwiste der kaum sechszehn Jahr alten Zwillinge mit ihrem Ohm gehört habe, und daß schon damals eine Stimme laut geworden, welche diesen beiden Jünglingen das geheimnißvolle Verschwinden des Ersteren Schuld gaben.

„Meinen besten Kriegern!“ murrte der König.

Des Landrichters Vortrag nahm auf diesen Ruhm keine Rücksicht, war vielmehr der Meinung, daß strenges Recht im Lande, ohne Ansehen der Person, gehandhabt werden müsse und er selbst, da er neben seinem obersten Landrichteramte auch noch die Pflege zu Meran besaß, auf Requisition seines Collegen die weitere Untersuchung zu führen habe. Der König wußte ihm nichts entgegen zu stellen und gab seine Einwilligung.

Sehr verstimmt über diese Angelegenheit, wie er war, sah er seinen Schwiegersohn, der sich anmelden ließ, ungern kommen, was empfand er aber, als der Markgraf ihm alle die Klagen, welche er über seine Tochter zu führen, gleichsam zusammengeballt in e i n e vernichtende Lawine, über den Kopf stürzte! Er liebte Margarethen mit einer wahrhaft kindischen Zärtlichkeit, hatte sie mit verderben helfen, sah in keinem ihrer Schritte einen Vorwurf und fand es sogar heut ganz natürlich, daß sie, durch ihr Fürstenloos an einen solchen Mann gefesselt, sich für die Leere ihres Herzens Entschädigung suchte. Was er dem Markgrafen geantwortet, hat die Geschichte nicht aufbewahrt, denn Beide waren allein, jedenfalls ist es nichts Erfreuliches gewesen, denn der junge Fürst kam mit zornbleichem Antlitz aus dem Gemache, daß

sich der Kämmerer vor ihm erschrack. Andern Tags wollte er die Burg und selbst das Land verlassen — hätte er es doch gethan: eine große Schmach wäre ihm dadurch erspart worden! Indessen blieb es diesmal beim Wollen, denn viele Rathgeber drängten sich an ihn, auch fürchtete er sich vor dem Zorne seines eignen Vaters, so ergab er sich denn in sein Schicksal und suchte sich seine eigenen Wege, auf denen er die seiner Gemahlin so wenig, als möglich, kreuzte.

Es war dieselbe Kunde über den gefundenen Dolch Hartwichs von Kippach gewesen, welche Margarethe an Reinhart mitgetheilt hatte: sie war durch ihren Vater davon in Kenntniß gesetzt worden. In einer seltsamen Stimmung ritt Reinhart heim, die Zusammenkunft mit der Frau, welche über ihn eine Macht übte, die er sich nicht erklären konnte, die Aufwallung, zu der er sich gegen sie hatte hinreißen lassen, das Gefühl des Unrechts, das seitdem in seiner Seele immer klarer wurde, und zuletzt der Zweikampf mit ihrem Gemahle, der im Recht gegen ihn war und dennoch entwaffnet worden — Alles diente dazu, das Gemüth Reinharts zu verwirren, und er sah gleichgültig auf das geronnene Blut, das ihm den Aermel bedeckte, fühlte den Schmerz der Wunde nicht, welche er flüchtig verbunden hatte.

In Allgund erregte seine Ankunft Besorgniß — erst als die Mutter sich überzeugte, daß die Verletzung unbedeutend sei, schrieb sie Reinharts ungewohntes Benehmen dem Blutverlust und dem raschen Ritt mit der frischen Wunde zu. Er mußte erzählen. Ehe er jedoch an sein eigenes Erlebniß ging, trug er vor, was ihm die Fürstin mitgetheilt hatte — sein Blick suchte dabei des Bruders Auge, das sich staunend erweitert hatte.

Auf die Mutter machte die Kunde einen gewaltigen Eindruck. Es war, als ob die alten Erinnerungen mächtig auflebend ihre Seelenruhe bestürmten, sie erblaßte erst leicht, wie vor Schreck, dann immer tiefer, bis ihre Augen jenen starren Blick annahmen. den ihre Söhne seit Jahren nicht mehr an ihr gesehen, der sie aber ehedem oft tödtlich entsetzt hatte. Anna, welche sie zum ersten Male in diesem Zustande erblickte, eilte ihr erschrocken zu Hülfe und vor ihrem liebenden Zuspruch erholte sie sich schnell.

„Ja, Kinder,“ sagte sie, „dies ist ein Zeichen, das mit Gottes Hülfe endlich zum Lichte führen mag. Aber der Mund, der allein vollen Aufschluß geben könnte, ist auf ewig verstummt — hätte sie doch ihren Vorsatz ausgeführt, als Du sie damals unterwegs trafest! Wäre sie doch zu mir gekommen und hätte mir die Wahrheit gestanden! Aber ich habe sie

nicht mit Augen erblickt, Gott weiß, ob sie Dir und dem guten Vicar nur Lügen gesagt, oder ob sie andern Sinnes geworden. O ich wollte so viel darum geben, Jahre meines Lebens —" sie hielt inne, als sie den liebenden Vorwurf in Reinholds Auge las.

Reinhart sollte nun sein Abenteuer, die Geschichte seiner Wunde, erzählen. Aber hier verwirrte er sich auffallend, und wenn Anna ihn nicht durchschaute, so war ihre reine, kindliche Unbefangenheit die Ursache; die Mutter jedoch hatte schon früher einen Blick in sein Herz gethan, und fand heut ihre Sorgen nur bestätigt, sie vertraute indessen seiner Lauterkeit, welche das Gefühl, sobald er dessen Unrecht erkannte, bekämpfen und überwinden werde. Daß Margarethe dieses Gefühl theile, hatte sie nie geglaubt, sondern vielmehr gefürchtet, daß sie Reinhold ihr Herz zugewendet habe. Um so trauriger verwickelt alle Verhältnisse!

Die Wittwe von Allgund war aber ein klares Gemüth, sie konnte sich nicht mit Uubestimmtheiten tragen: für Freude und Gram, für Hoffnung und Furcht mußte sie feste Gestaltung haben. In der Einsamkeit ihrer herrlichen Gebirgsnatur, wo das Erhabene in großartigen Bildern neben der Lieblichkeit der Idylle wohnt, fand sie stets die Ruhe der Betrachtung, welche ihr den rechten Pfad vorzeichnete.

So bedurfte es am folgenden Morgen nur einer Wanderung nach ihrem Lieblingsplatze, nur eine Stunde einsamen Verweilens in der schönen Herbstfrische um klar in die Verhältnisse zu schauen. Der alte Gram, welchen sie im Herzen trug, war dadurch freilich nicht abgenommen, aber sie war doch von Neuem bewußt, nur ihre Schuldigkeit gethan zu haben. Diese mußte sie auch heut noch thun, mochte daraus entstehen, was da wollte. Ihre Pflicht war zu warnen und zu wachen.

Der Markgraf schickte nicht, um sich eine Fortsetzung des Zweikampfes auszubitten, wohl aber, nachdem einige Tage verüber gegangen waren, kam eine Aufforderung von dem Landrichter zu Meran, an die Brüder von Allgund, sich vor Gericht an öffentlicher Stelle zu einem bestimmten Tage zu stellen. Der Grund der Vorladung war nicht angegeben: daß er mit der Kippacher Frage zusammenhing, konnte man sich denken. Reinhart war aber nicht mehr daheim. Er hatte Allgund verlassen, vielleicht auf lange Zeit. Sein Bruder erklärte, für ihn einzustehen, und es konnte nicht schwer halten, die gesetzliche Zahl der Bürgen unter dem benachbarten Adel zu finden. Anna war ängstlich, die Mutter schaute sehr ernst, aber keine Unruhe trübte ihren Blick.

„Du wirst sagen was Du weißt, mein Sohn,“

sprach sie zu ihm, als sie Beide allein waren. „Rufe Alles in Dein Gedächtniß zurück, dessen Du Dich aus jener Zeit noch zu erinnern vermagst. Ich will auf keine Weise Dich dabei unterstützen, Alles muß aus Dir selbst kommen."

„Mutter," begann Reinhold zärtlich, „Eins nur hat mich beunruhigt, mich und Reinhart. Darf ich es aussprechen und wirst Du mir nicht böse sein? Wir mußten erst gestern wieder daran denken — als wir Dich so blaß und leidend sahen."

„Sprich es aus mein Sohn, denn auch vor Gericht wirst Du es sagen müssen."

„Entsinnst Du Dich noch des Abends, als der Bote von Kippach kam, nach dem Oheim Hartwich zu fragen, der nicht heimgekehrt war?" — Die Mutter hob die Augen gen Himmel, als sei sie verwundert über des Sohnes Frage. „Du zittertest und wurdest so blaß, wie nachher oft bei geringem Anlaß und als Du spät am Abend vor die Thüre tratest, sahst Du mich nicht — blicktest zum Sternhimmel empor und hobst die Hände — weißt Du, was Dein Mund schauerlich flüsterte?"

„Was war es, Reinhold?" fragte die Mutter, von der Erinnerung auf's Neue tief erschüttert.

„Du flüstertest: eine Mörderin!" Reinhold ver-

mochte das Wort im leisesten Hauche kaum über die Lippen zu bringen und schaute mit einem Blick seiner vollen Liebe in das thränendunkle Auge der Mutter.

„Ich sagte das, mein Sohn," erwiederte sie weinend. „Mein Gefühl war von der Gewalt des Ereignisses hingerissen. Du brauchst Dich nicht zu scheuen, vor Gericht meine Aeußerung zu wiederholen. Und da nun einmal die Zeit gekommen scheint, wo Gott die Wahrheit an den Tag bringt, so will ich auch unaufgefordert an demselben mit Dir nach Meran gehen und sagen, was ich weiß und warum ich mich eine Mörderin genannt, die Mörderin meines unglücklichen Bruders."

Zu Meran hatte der Landrichter fast zugleich mit der Meldung von Reinhart's höchst verdächtiger Abreise eine andere, nicht minder bedenkliche von dem Pfleger von Eppan erhalten: Frau von Kippach hatte bestimmt erklärt, den Reinigungseid nicht leisten zu wollen. Dies konnte für ein halbes Geständniß wenigstens einer Mitschuld gelten. Der Landrichter berief sofort den Pfleger zu sich, lud außerdem einige der unbescholtensten und erfahrensten Edelleute der Nachbarschaft ein, um einen Rath, über den Fall zu halten — sollte der oberste Gerichtsherr nicht zu einer durchgreifenden Maaßregel veranlaßt werden? Von diesem Vorhaben benachrichtigte noch an demselben

Tage, wo es gefaßt worden, ein zierlich geschriebenes Briefchen, welches Margarethens Page überbrachte, den betheiligten Reinhold.

Der Allgunder saß mit seiner Gattin am lodernden Kamin, draußen schnob ein rauher Sturmwind um das Haus, weckte klagende Stimmen im Rauchfang und schlug zuweilen, wie ein klopfender Mann gegen die Fenster. Reinhold hatte den Arm um sein junges Weib geschlungen und Beide im Gefühle der Sicherheit vor dem Wetter, das draußen von den Fernern her im Anzuge war, plauderten traulich, als wirklich an der Pforte Schläge geschahen und bald der Bote der Fürstin gemeldet wurde. Mit zerwühltem Haar, in welchem Wasser hing, den dunklen Mantel zurückschlagend, der über das prächtige Kleid geworfen war, trat Stefano ein. Sein Auge senkte sich einen Moment vor der Glut im Kamin, dann aber hob er es fest auf das Paar. Gleichgültig ließ ihn die jugendliche Anmuth der Frau, welche ihn wegen des Rittes in so furchtbarem Wetter bedauerte, nur auf Reinhold war sein Blick gebannt, als er ihm aus seinem Kleide, auf der Brust wohlverwahrt, den Brief seiner Herrin überreichte. Reinhold trat dicht an die Flamme, setzte sich zum Lesen nieder und öffnete das fest zusammengebrochene Blatt Als er es auseinanderschlug, wehte ihm der lieblichste

Wohlgeruch entgegen: es war, als sei der Duft von tausend würzigen Lenzblumen darin gefesselt gewesen und in vollen Zügen athmete Reinhold das wohlthuende Arom. Seine Wange röthete sich höher vor den innigen Worten, die er las, die flackernde Glut des Kamins warf ihre Lichter auf sein braunes, reiches Wollenhaar auf seine edle Stirn — Anna's Blick ruhte liebend besorgt auf ihm, aber er lächelte, und als er aufsah, war sein Blick verklärt.

„Sieh Anna," rief er, „hier ist ein treues Herz! O könnt' ich ihr nur gleich danken, ihr aussprechen, was ich bei so viel Güte fühle! — Kommt Stefano! Ihr habt meinetwegen durch Nacht und Sturm jagen müssen, setzt Euch zu uns, erzählt uns von Tyrol! Du, Anna, bereitest ihm eine Labung."

„Nein, Herr," sagte der Page. „Mein Roß hält Euer Knecht unter dem Thorweg, ich kehre sogleich zurück. Was bring' ich für Antwort?"

Den Dank meines Herzens für so viel Liebe!" rief Reinhold. „Gefahr ist nicht für mich — sagt das meiner gnädigen, theuren Frau. Morgen werd' ich zu Tyrol ihr Alles selbst sagen! Aber muß es sein, daß Ihr gleich reitet?" Anna vereinigte ihre Bitten mit Reinhold's, doch bestand der Page auf seinem Sinne, nahm auch nicht das geringste Labsal an und beurlaubte sich. Während dann Reinhold

seiner Gattin den Brief vorlas, welcher mit der zartesten Schonung ihn vor der ihm drohenden Gefahr warnte, und Anna, über seine Schulter gebeugt, in das Blatt sah, hörte sie draußen schon den Gallopp, wie der Page davon ritt. Der Sturm schwieg eben, es war lautlose Stille in der Natur.

Auf einmal sahen sich die beiden Gatten betroffen an. „Hörtest Du —?" fragte Reinhold.

„Was war das?" fragte Anna furchtsam.

„Es klang, wie ein Gelächter — wer kann bei Gottes Wettern frevelhaft lachen!"

„Lies weiter, Reinhold. Die Sprache der Fürstin ist so lieblich, wie der Duft dieses Blattes. Aber mich weht er zu stark an —" sie trat zurück und hielt die Hand an die Stirn, während Reinhold weiter las. Der Orkan brach gleich darauf mit all' der Furchtbarkeit, wie es gewöhnlich in Gebirgen der Fall ist, über die Gegend ein und die Mutter, welche sich schon früher in ihr Gemach zurückgezogen hatte, kam voll Besorgniß herab, wo sie den Sohn und seine Gattin in sehr aufgeregter Stimmung fand. Beide fieberhaft glühend — sie hörte von der Botschaft, welche der Page gebracht hatte, den Brief aber, den sie zu lesen begehrte, hatte Reinhold schon fortgelegt und sie wehrte ihm, als er ihn holen

wollte. Mitleidig gedachten alle Drei des Pagen, welchen das grause Wetter noch auf seinem Wege ereilt haben mußte. —

11.

Zwei Tage hatte es strömend geregnet, die Nebel hingen noch tief in die Berge hinein, von den Wassern zerstört waren Brücken und Wege, selbst die Nachbarn konnten sich nicht besuchen — im Gebirg aber ist man darauf eingerichtet, zu Zeiten allein zu hausen, und auf der Burg Tyrol gab es Bewohner genug, daß man des Verkehrs mit der Nachbarschaft entrathen konnte. Hier wäre nun Anlaß gewesen, ein gelockertes Verhältniß wieder so zu befestigen, wie es die Pflicht verlangte, auch schien der Markgraf, gutmüthig wie er war, nicht abgeneigt, seiner Gemahlin nachzusehen, was sich nicht ändern ließ, und Margarethe war durch den Wunsch ihres Vaters — den einzigen, den sie ehrte! — oft genug mit dem Gatten in der großen Halle an der Seite des alten Königs vereinigt, aber der Geist der Milde, des Weibes schönste Zier, wohnte nicht in ihrer Seele und eine Verständigung mit Johann Heinrich lag ihr fern. Am dritten Tage hatte sich der Himmel

gelichtet, und der erste Bote, welcher gegen Abend desselben von außerhalb in das Schloß kam, brachte schon wieder Nachrichten aus Meran und der Umgegend.

Margarethe hörte zerstreut zu, als der Mann sie dem Könige, der am Feuer saß, vortragen mußte, sie bemerkte auch nicht, daß der Blick ihres Gatten prüfend auf ihr ruhte. Plötzlich zuckte sie, wie von einer Natter gestochen, ihr Auge flog zu dem Boten, ihre Wange wurde bleich —

„Vergiftet — kein Mensch glaubt etwas Anderes!" sagte der Mann, seine eben ausgesprochene Mittheilung bestätigend. „Beide, Mann und Frau, lagen gestern auf dem Tode und werden wohl schon gestorben sein."

Der König rief sein Erstaunen, seine Bestürzung laut aus, Margarethe stand rasch auf und ging nach der Thüre. — „Was ist Euch?" fragte ihr Gatte und wollte ihr zu Hülfe eilen, denn sie schwankte, aber mit großer Kraft faßte sie sich, lehnte seine Hand ab: „Ich will — ein Mittel holen, ein Gegenmittel für jede Vergiftung — laßt mich!" rief sie abgebrochen und verließ das Gemach. Dem Markgrafen bebte das Herz in der Brust und schnürte sich krampfhaft zusammen.

Im Vorzimmer wartete der Page. — „Stefano!“ herrschte ihm die Fürstin athemlos zu. Er folgte ihr — sein Antlitz war düster, seine Lippe zitterte. Auch er hatte gehört, was eben erzählt worden war. Beide traten in Margarethens Kammer — nicht um ein Mittel handelte es sich, es war eine Lüge gewesen, Margarethe kannte kein solches, noch minder war sie in dessen Besitz.

„Elender!“ rief sie mit schrecklichem Blicke. „Du hast sie gemordet!“

„Ich habe gethan, was Euer Wunsch mir gebot,“ sagte der Page.

„Sie zu morden?“ rief Margarethe mit dem Laute wilden Schmerzes.

„Seid ohne Furcht — er wird nicht sterben und aus dem Leide folgt die Liebe!“ Der Ton, in welchem Stefano diese Worte sprach, klang so höhnisch, daß er selbst durch den Sturm der Leidenschaft in Margarethens Seele drang.

„Hüte Dich!“ sagte sie mit tödtlichem Blicke. „An seinem Leben hängt das Deine!“

Tage vergingen wiederum und keine weitere Kunde kam nach Tyrol. Der alte König hatte wohl dem Landrichter Befehl zugehen lassen, sich über den

dermaligen Stand der Dinge wegen Allgund und Kippach genau zu belehren, aber noch war von ihm Nichts erfolgt. Margarethe verlebte diese Tage in einer Spannung, welche sie kaum ertragen konnte; mit Stefano sprach sie kein Wort mehr, ja sie verbannte ihn aus ihrer Nähe — mehrmals war sie im Begriff, selbst hinauszueilen, allen Gefahren trotzend, aber noch kam sie zu keinem Entschlusse; und so verzehrte sie sich in schlaflosen Nächten, wo nur Gottes Auge sah, was in ihrem Herzen vorging. Dieser energische Charakter, wie war er nun schon an die haarscharfe Linie gelangt, die vom Guten auf ewig trennt — wie anders hätte er sich aber zu herrlicher Vollendung entfalten können, wenn ihm günstigere Sterne geschienen hätten! Vermessenheit; die Mysterien unseres Erdenschicksals enträthseln zu wollen — Freiheit des Menschen und Gnadenwahl, Vorherbestimmung und äußere Einwirkungen! Beugen wir uns in Demuth!

Der Lichtblick vom Himmel war wieder verschwunden, die Stürme erwachten auf's Neue, trieben die Wolken zusammen und Regengüsse strömten fast ununterbrochen, davon die Bergwasser in schwellenden Fluten eine Höhe erreichten, wie seit Jahren die Menschen sich nicht erinnern konnten. Manches Thal wurde in einen See verwandelt, Schluchten im

losen Gestein klafften täglich breiter, die Abhänge wurden von den Wassern zerrissen, Trümmerhaufen hinweggespült und all' diese Verheerungen, welche der schwachen Menschenkraft, die ihnen hier und da einen Damm setzen wollte, spotteten, erschienen dem Volke wie Strafen Gottes über das Land verhängt, in welchem Zucht und Frömmigkeit, wenigstens bei einem Theile der Bewohner, seit einer gewissen Zeit in Verfall gerathen war. Solche Tage zufrieden zu verleben, erfordert ein glückliches und gottergebenes Gemüth, wo aber der Gram und die Sorge wohnen, und der Tod das Haus umschleicht, da scheitert selbst eine Seelenkraft, welche bisher viel andern Stürmen getrotzt hat. Frau von Allgund sah ihren Liebling — Reinhold war es jetzt — sah dessen zartes Weib von böser Krankheit angehaucht, wie von giftigem Thau niedergeworfen auf das Lager und heimgesucht durch furchtbare Phantasieen, deren Fieberglut mit der äußersten Erschöpfung wechselte. Sie selbst war nicht unerfahren in den einfachen Mitteln, welche die Bergnatur in Kräutern und Früchten gegen manches Uebel bietet, hier aber wußte sie keinen Rath — Aerzte gab es noch nicht, wie jetzt überall, auch hätte sich in die tobenden Stürme so leicht Keiner hinaus gewagt, mußte doch die besorgte Mutter sogar den Gedanken aufgeben, zu den heilkundigen

Klosterfrauen zu schicken, bei denen vielleicht Hülfe zu finden war. Sie trug ihr Leid allein, tröstete die Kranken in den wenigen lichten Augenblicken, wo sie ihrem Zuspruch etwa zugänglich waren, und saß dann wieder in langen Stunden mit ihrem Grame beschäftigt, auf die Rückkehr der Boten harrend, welche freiwillig hinausgegangen waren, auf den nächsten Gebirgspfaden nach der Trienter Grenze, um Reinhart, welcher dort bei dem Bischofe, seinem väterlichen Freunde, weilte, heimzuholen. Noch kehrten sie nicht zurück und wie leicht konnten sie verunglückt sein!

Eine traurige Zeit war vergangen und keine Hoffnung tagte. Das Uebel wuchs vielmehr in drohender Weise, schon kannte Reinhold auch, wenn er in fieberfreiem Hinschmachten lag, seine Mutter nicht mehr, denn seine Engelsgüte, die bisher bei dem bittersten Leiden sich bewährt und das liebende Herz, das ihn hütete, tiefer gerührt hatte, war einer gehässigen Reizbarkeit gewichen, welche zu ihr, wie zu einer fremden lästigen Person sprach. Weinend hatte die Mutter das Krankengemach eines Abends verlassen, als ihr die Ankunft späten Besuchs gemeldet wurde. In ihrem eignen Zimmer fand sie eine verschleierte Frau und als diese bei der Wirthin Eintritt die Hülle von ihrem Antlitz strich, schauten

ihr die glühenden Augen Margarethens von Tyrol entgegen. Bis jetzt hatte die Mutter mit aller Kraft gegen den Argwohn gekämpft, der mehr und mehr in ihrer Seele Platz griff, sie hatte Gott und die Jungfrau täglich gebeten, sie vor ungerechtem Verdacht zu bewahren — in diesem Augenblicke aber, als sie überraschend das Wesen vor sich sah, mit dem sie sich nur zu viel beschäftigt hatte, stieß sie einen lauten Schrei aus und ihren Lippen entfloh ein Wort, das nur zu deutlich den Gedanken ihres Schmerzes aussprach.

Und es traf! Margarethe, die allen Rücksichten, von denen sie hätte aus Allgund ferngehalten werden sollen, Trotz geboten hatte, stand zitternd vor der Frau, welcher sie nicht in's Auge zu sehen wagte, und nur ihre Lippe stammelte mühsam die Frage nach dem Befinden des Kranken.

Die Mutter hatte ihre Fassung schnell wieder gefunden, sie schalt sich über ihre Schwachheit und suchte sie gut zu machen. Aber zurückzukaufeu war das Wort nicht mehr, welches Margarethen bis in das Mark gedrungen war, und obschon Beide scheinbar, als sei es gar nicht erklungen, allmälig in schickliche Form des Verkehrs gelangten, brannte es doch, wie das Gift eines tödtlichen Pfeils, in Beider Herzen fort. Margarethe forschte in Angst nach dem

Zeichen der Krankheit — ach! ein verheerendes Netz von Blattern hatte angefangen, sich über Antlitz und Brust der Leidenden zu spinnen, das war wohl, wie es der Fürstin schaudernd durch den Sinn flog, der Vorbote jener furchtbaren Krankheit, welche zu derselben Zeit in Italien wüthete und auch in Deutschland, ja bis in den fernen Norden hinauf, seine zahllosen Opfer forderte.

„Laßt mich sie sehen!“ bat Margarethe mit leiser, unsicherer Stimme.

Einen Augenblick bedachte sich die Mutter, dann hob sie plötzlich die Augen gen Himmel und sprach, sich nach der Thüre des kaum verlassenen Gemaches wendend: „Kommt!“

Sie schritt voran, Margarethe folgte, die Hand fest auf ihr stürmendes Herz gepreßt. Unhörbar traten sie ein, wo eine verdeckte Lampe die beiden Lagerstätten, auf denen die Kranken ruhten, mit tiefem Schatten bedeckte, und eine schweigende Wärterin zu deren Häupten saß. Kein Laut unterbrach die Stille, als der unruhige Athemzug aus leidender Brust. Margarethe schlich näher — sie ließ sich nicht zurückhalten, sie sank auf ihre Kniee vor Reinhold's Lager — „bist Du es, Mutter?“ hörte sie eine flüsternde Stimme und sah eine blasse Hand, welche sich

schwach von der Decke erhob, ihr entgegen, da faßte sie in tausend Schmerzen diese Hand, drückte einen brennenden Kuß darauf und entfloh.

„Mutter!“ rief Reinhold in jähem Ausbruch — die Treue, obwohl selbst bis zur Ohnmacht erschüttert, rief ihre Geisteskraft zusammen und eilte, ihn zu beruhigen, während ihre Seele in den schrecklichsten Zweifeln rang. Was konnte dieser Auftritt bedeuten? War es nur unglückselige Leidenschaft, welche Margarethen dazu hingerissen hatte oder lastete wirklich die Schuld auf ihr, deren Argwohn sich die Mutter schon seit jenem Unglückstage aufgedrängt?

Die Fürstin war ihrer selbst so gewiß, als sie vom Schloß Tyrol insgeheim ausritt, nur von einem Diener, nicht von Stefano begleitet! Sie hatte zu Allgund übernachten wollen — jetzt, in tiefster Seele mit sich zerfallen, wußte sie kaum, was sie that; sie war in die große Halle zurückgekehrt, wollte ihrem Diener Befehle geben, sich zur Heimkehr mit ihr zu schicken, aber sie hörte im Schlosse, still, wie es bis dahin gewesen, eine schnell erwachende Bewegung, Menschen liefen und sprachen — was bereitete sich? Welche Stimme — klar, wie reines Silber klingend, drang zu Margarethen's Herzen!

„Wo ist die Mutter? Reinhold lebt doch und Anna?“

Die schwere Eichenthüre wurde weit in ihren Angeln geöffnet. Margarethe, mitten in der Halle, wie sie lauschend stehen geblieben war, fiel dem Eintretenden überraschend in das Auge:

„Ihr hier?!“ rief er mit einem Laute, welcher die Spannung ihres verkrampften Innern löste, welcher fähig war, die Verzweiflung, die ihr Herz umkrallte, in süße, Alles vergessende Himmelslust zu verwandeln, jetzt fühlte sie, daß es nur thörichter Wahn, üppiges Spiel der Sinne und Launen gewesen, wenn sie an eine Doppelliebe geglaubt, daß nur ihm, nur dem Starken, dem Schönen, ihr Herz ewig geschlagen hatte und sie vergaß sich selbst, ihren Rang, ihre Würde, ihre Gattentreue, breitete die Arme aus und sprach seinen Namen, als wolle ihre Seele, darin ausströmend, alle Fesseln brechen, der Zeit und des Lebens —

Aber in demselben Moment rief noch eine Andere Reinhart's Namen und gab ihm die Festigkeit wieder, wohl recht im gefährlichsten Augenblicke. Es war seine Mutter. Was sich nun weiter begab, was um sie gesprochen wurde und auch zu ihr, was sie selbst gesagt oder gethan, davon hat Margarethe später keine klare Erinnerung gewinnen können. Sie hatte sich selbst hier verrathen und verloren, hier war kein Einlenken oder Verschleiern, kein künstliches Spiel

mehr möglich — zu stolz, ihre Schwäche zu bekennen, zu tödlich verletzt, um zu verzeihen, gab sie nur auf Eins Acht, es war die Gewißheit, daß Reinhart sie verwarf, daß er nur Spott mit ihr getrieben hatte — denn von dem schönsten Siege einer lautern Brust hatte sie keine Ahnung! — sie fühlte es, daß er sie verachtete und so verließ sie Allgund, wo ihr guter Genius zurückblieb.

Kurze Zeit nach ihr kam der Zug an, welchem Reinhart vorausgeeilt war, als Bote des Friedens und zugleich hochwichtiger Nachrichten: von Kaltern war es Anna's Mutter, welche in Begleitung des Vicars von Sanct Johannis nach Allgund kam — zugleich aber, welche Kunde brachten die Boten, welche nach Trient gegangen waren, von ihrem gefahrvollen Weg mit!

12.

In langer Berathung saßen die Richter, welche der Wille des Oberlehnsherrn versammelt hatte, sobald es irgend die Verhältnisse erlaubt, um die schwere Frage über den Tod des verunglückten Hartwich von Kippach zu entscheiden. Gott der Allmächtige selbst hatte durch Sturm und Wetter endlich die Hülle ge-

lüftet, welche über dem Tode des Verschollenen bisher geschwebt hatte. Droben im Gebirg, welches die Etsch in ihrem Laufe begleitet, bis sie mit dem Eisack zusammenfließt, hatte ein Bergsturz von der Gewalt des Wassers Statt gefunden, die Trümmer waren in gehäuften Massen einem Abgrunde zugerollt, welcher bisher in unzugänglicher Tiefe gelegen und hatten viel Absätze gebildet, aus denen, sobald die Elemente sich beruhigt hatten, waghalsige Tyroler in das Kesselthal hinabgeklettert waren, um seinen Grund, welcher bisher durch die breiten Kronen der Bäume drunten verschleiert gewesen, zu besichtigen. Da hatten sich, mit manchem andern Geripp von Verunglückten aus alter Zeit, von denen kein Mensch mehr wußte, auch die Ueberreste eines gestürzten Reiters, Mann und Roß, gefunden, und was davon unzerstört geblieben, an Reitzeug und Waffen, war dann hinaufgeschafft worden, wo dann die Kunde sich schnell weiter verbreitet hatte, Anfangs ohne bestimmtes Ergebniß, bis Männer, welche als Boten zufällig den Pfad über diesen Bergpaß gewandert kamen, an dem Schwerte, das ihnen mit den andern Stücken gezeigt worden, erkannt hatten, daß hier endlich das schreckliche Ende Hartwichs von Kippach offenbart war. Auf dem nähern Wege von Allgund, welcher jedoch für Reiter fast unüberwindliche Hindernisse bot, war er verun-

glückt. Somit hätte nun wohl, dieser natürlichen Aufklärung wegen, die Klage wider Frau Agnes, welche der Pfleger von Eppan erhoben hatte, fallen können, wenn nicht ihr eignes verdächtiges Benehmen, ihre Weigerung, den Reinigungseid zu leisten, vor Allem aber der bei der Elsi zu Botzen gefundene Dolch Veranlassung gegeben hätten, die Untersuchung mit aller Schärfe weiter zu führen. Es fehlte aber immer noch der Kläger, und zur Vermehrung der richterlichen Verlegenheit hatten sich unterdessen zwei Kämpfer für Frau von Kippach gemeldet, im Fall die nun offenkundige Sache durch Gottesgerichtskampf abgemacht werden sollte. Das war der Graf von Eppan gewesen, und Reinhart von Allgund. Letztern, als selbstbetheiligt — denn der Pfleger von Eppan gedachte, jetzt unverzüglich zu einer Vernehmung der Allgunder in Bezug auf den alten Zwist zwischen ihnen und dem verunglückten Hartwich zu schreiten — den Letztern also hätte man wohl abweisen können, aber was war gegen den Grafen von Eppan einzuwenden, und wenn es so weit kam, wen sollte man ihm entgegen stellen?

„Der Graf ist hier zu Meran anwesend," sagte der Landrichter. „Wollen wir ihn nicht hören?"

Nicht als Vorgeladener, wie ausdrücklich bemerkt wurde, um ihn nicht zu reizen, sondern nur um sein

Erbieten gebührend entgegen zu nehmen, wurde der Graf von Eppan ersucht, letzteres in Person zu wiederholen. Er ließ nicht lange auf sich warten. Mit dem vollen trotzigen Bewußtsein, daß er in diesen Bergen noch fest stehe, ungeachtet des Oberlehnsherrn und aller Rechtspflege, trat er ein, seine erste Frage war nach dem Kläger und höchst verfänglich suchte sein Auge dabei den Pfleger seiner eignen Grafschaft. Der Landrichter jedoch wußte ihn durch die Bemerkung zu gewinnen, daß es sich nicht darum handle, eine edle Frau zu verderben, sondern zu rechtfertigen, und somit sei es von höchster Wichtigkeit für das Gericht, welches den dringenden Wunsch dafür hege, Alles zu thun, um die Wahrheit an den Tag zu bringen. Die räthselhafte Entdeckung eines Dolches am Leibe eines im schlimmsten Rufe stehenden Weibes sei, wie der Graf selbst gestehen müsse, ein Anlaß, weiter nachzuforschen, weil vielleicht grade dadurch jeder Schatten von Verdacht, welcher auf Frau von Kippach gefallen, schwinden werde.

„Ja!" rief der Graf lebhaft. „Das muß auch! Der Dolch ist —" und er brach eben so schnell ab.

„Wollet vollenden!" bat der Landrichter sanft, während die Augen des Pflegers vor Erwartung strotzten.

„Den Dolch kann das Weib gefunden haben,"

fuhr der Graf mit veränderter Stimme fort. „Ob sie ihn am Leibe getragen oder nicht, höchst gleichgültig! Hat sie ihn als Bußwerkzeug benutzt, um so besser für ihre Seele! Ich bin hier, nicht für dies todte Weib, sondern für Agnes von Kippach — stellt mir den Kläger, stellt mir zum ritterlichen Zweikampf den Gegner, mehr bedarf es nicht. Könnt Ihr das nicht. Schmach auf Eure Köpfe!"

Ein Diener des Gerichts machte, dazwischen tretend, dem Landrichter eine heimliche Meldung, welche der Graf jedoch hörte. „Die Allgunder?" rief er heftig. „Will Einer von ihnen der Kläger sein? Erst Verrath — dann —?"

Dem Pfleger entging auch dies neue Anzeichen nicht, daß der Graf mehr in das Geheimniß eingeweiht sei, als bis jetzt eine Seele geahnt — wie erklärte sich nun seine unbegreifliche Rechtsverweigerung gegen die Kippacher Lehnsvettern! O hätte man doch gleich die Macht gehabt, den stolzen Dynasten aufs Cavalett zu strecken, um sein Geständniß zu erzwingen! Der Landrichter beschied ihn jedoch ruhig, daß von Allgund keineswegs ein Kläger erscheinen werde, vielmehr seien mehrere Personen von dort vorgeladen, und da man, für den äußersten Fall, den Gottesgerichtskampf zulassen wolle, so nehme das Gericht den Antrag des Grafen hiermit an und werde alsbald

von sich hören lassen. Auf die Frage, ob er dem weitern Verfahren beiwohnen dürfe, erhielt er die Zustimmung — denn, wie schon bemerkt, römisches Recht war hier noch nicht über die welschen Confinien (so hieß das Bisthum Trient) weit nach Deutschland hinein vorgedrungen.

Von dem Vicar, ihrem geistlichen Freunde, geführt, erschien Frau von Allgund in schmuckloser Wittwentracht, hinter ihr kam einer ihrer Zwillingssöhne, — der andere lag hoffnungslos daheim — und neben Reinhart sah man einen kleinen dicken Mann in bürgerlicher Ehrentracht: der Graf erkannte in ihm einen angesehenen Botzener Kaufherrn. Da Letzterer nicht vorgeladen war, nahm seine Erscheinung das Gericht Wunder, und die erste Frage galt ihm. Herr Pacheltner war aber durch die Anwesenheit des Grafen in die augenscheinlichste Verwirrung gerathen, Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn und er schien krank zu werden, denn er schluckte und hustete mit verzogenen Gebärden.

„Habt Ihr in derselben Angelegenheit, um welche die edle Frau von Allgund hier erschienen ist, etwas vor Gericht zu deponiren," fragte der Landrichter, „oder ist es in eigner?"

„Eigen, sehr eigen!" stotterte der Kaufherr.

„Dann muß ich Euch bitten," sagte der Landrichter, „zu anderer Zeit Euer Anliegen vorzubringen."

Der Kaufherr faßte, gleichsam eine Stütze suchend, den Arm des Vicars. Dieser führte ihn hinaus. Von den Richtern lächelte wohl Mancher verstohlen über die imponirende Wirkung ihres Forums, aber der Pfleger von Eppan wurde immer ernsthafter, als er den Grafen, ohne ein Wort der Erklärung oder des Abschiedes, den Saal verlassen und den beiden hinausgegangenen Männern folgen sah. Der Frau von Allgund war unterdessen ein Sessel geboten worden, Reinhart hatte sich ihr zur Seite gestellt, und sie begann, wahr und treu, von ihres Bruders unglücklicher Ehe mit einer Frau, die ihm gezwungen ihre Hand geschenkt, von ihren eignen lautern Versuchen zum Guten, und zum Frieden zu reden und wie sie endlich habe warnen müssen. —

Im Nebenzimmer traf der Graf den fassungslosen Pacheltner an und fragte ihn herb nach der Ursache, warum er bei seinem Anblicke, wie Einer, der kein gutes Gewissen habe, erschrocken sei? Der Vorwurf des schlechten Gewissens rief Pacheltner's Mannhaftigkeit zurück — war er denn um seiner selbst willen erschrocken oder nicht vielmehr in die Seele des Grafen hinein? Eine sehr eigene Geschichte war es, die

ihn hergeführt — schon hatte er die Nesteln des Rocks gelöst und ein zusammengefaltetes Papier zum Vorschein gebracht. Der Vicar ließ Alles geschehen.

„Leset, Herr Graf," sagte Pacheltner mit einem gewissen Triumphe.

Der Graf nahm das Papier, warf einen stolzen Blick darauf und gab es dem Vicar: „Italienisch! Das verstehe ich nicht. Leset!"

Der Vicar, ohne sich einen Moment zu besinnen, las in deutschen Worten. Es war ein Brief an Herrn Pacheltner. Er begann: „Ich wollte beichten gehen, beichten bei einem Engel, meiner Frau von Allgund, aber doch zog's mich ab, und ich mußte hinauf nach einer Stelle, wo mein Seelenheil begraben liegt, ich habe nicht gebeichtet."

„Wer hat das geschrieben?" rief der Graf ungestüm.

„Ein Weib — sie hat sich nicht genannt," sagte der Vicar und fuhr fort, viele Stellen überspringend, welche nur von den Verhältnissen sprachen, welche Pacheltner ihm bei seiner Heimkehr vertraut hatte. Doch hob er das Rachegefühl hervor, das die Schreiberin gegen Hartwich von Kippach gehegt und kam nun zu weitern, schweren Worten. Der Graf von Eppan wurde genannt, sie war zu Allgund von ihm

gewonnen worden, seine Liebe zu unterstützen, indem sie ihm verrieth, wenn der Besuch Hartwichs auf längere Zeit zu erwarten stand oder wenn seine Frau —"

„Haltet ein!" rief der Graf. „Ihr habt den Brief gelesen?" wandte er sich an den Kaufherrn. „Ihr wolltet ihn dem Gerichte überliefern?" Mit der Rechten hatte er den Griff des Dolches an seinem Gürtel erfaßt. „Lügen, welche dies verruchte Weib über meine Ehre ausgesagt, wolltet Ihr hinwerfen! Trotzet ihr Herrn von Botzen so sehr auf eure festen Wälle?"

„Herr Graf," unterbrach der Vicar den Ausbruch seines Zornes, indem er sich zwischen ihn und den zurückweichenden Botzener stellte, „was hier erzählt ist, sollte nicht in seinem ganzen Inhalte dem Gericht überliefert werden — nur so viel, als nöthig war, um die Ehre einer schwer angeklagten und — das wißt Ihr, Herr Graf! — einer engelreinen Seele zu rechtfertigen. Wenn sie selbst in ihrem Gewissen sich nicht frei fühlt von einer Schuld, der, Euch dennoch geliebt zu haben — wenn die Schwester sich anklagt, daß sie durch ihre Warnung den Bruder in den Tod getrieben, so wird Gottes Barmherzigkeit über sie richten, den Menschen steht es nicht zu. Hier

aber ist gesagt, wie Hartwich von Kippach gestorben ist und Ihr, Herr Graf —"

„Ich habe keine Schuld an ihm," sprach der Graf mit beklemmtem Athem.

„Ihr habt es gewußt!" sagte der Vicar. „Als der Unglückliche, von der Mittheilung seiner Schwester, die ihm endlich unverschleiert gegeben werden mußte, von der Last des Grames gebeugt, aber mit dem Versprechen, keine Gewalt der Rache zu unternehmen, von Allgund an seinem letzten Tage fortritt, wußtet Ihr bereits, was geschehen war, der Plan zu seinem Verderben —"

„Ich wußte ihn nicht!" rief der Graf außer sich.

„Gott richte zwischen Euch und dieser Sünderin!" sagte der Vicar feierlich und las: „Dem Grafen hatte ich mitgetheilt —" hier wollte derselbe den Lesenden unterbrechen, aber die Stimme versagte ihm — „daß ich an dem wohlbekannten Abgrunde unsern Feind erwarten und sein wildes Pferd, wo jeder Fehltritt Verderben droht, plötzlich erschrecken wollte. Der Graf sagte nichts — ob er mich verstanden hat?"

„Nein, nein!" stöhnte der Graf.

„Es geschah. Das Roß kam in Sprüngen die steilen Absätze empor; dort, wo der Pfad am Ab-

grunde hinläuft, sprang der Reiter ab, und führte sein Thier — ich trat plötzlich aus dem Geklüft, das Pferd sprang, glitt aus, stürzte und riß seinen Herrn, der es zu spät frei gab, mit sich hinab. Am Rande lag sein Dolch, im Fallen aus der Scheide —"

„Schweigt, um Christi Willen!" bat der Graf.

„Und habt Ihr auch nachher nichts gewußt?" fragte der strenge Mahner.

Der Graf erwiederte kein Wort, er that ein Paar heftige, unentschlossene Schritte nach der Thüre und blieb dann stehen, sein Auge verfinsterte sich von Neuem, der Stolz kehrte auf seine Brauen zurück.

„Was gedenkt Ihr nun weiter zu thun?" fragte der Vicar.

„Wovon ich Euch nicht Rechenschaft zu geben habe!" antwortete Jener. „Was ich gesagt, ist wahr! Warum ich ferner so und nicht anders gehandelt, ist meine Sache! Dies Papier" — er riß es aus der Hand des Geistlichen und zerfetzte es — „braucht Niemand — sicher, wie auf den Stufen Eures Hochaltares, ist das Haupt, um das Ihr Sorge tragt, dafür bürgt Euch mein Wort."

Er ging hinaus und Pacheltner holte erst jetzt frei Athem. Das Schreiben, das an ihn gerichtet war, ließ sich freilich nicht wieder herstellen, doch wußte er

seinen Hauptinhalt fast auswendig; die verstorbene Elsi hatte es wahrscheinlich unter dem frischen Eindrucke ihrer Wallfahrt zu dem Schauplatze ihrer bösen That aufgesetzt und für den Mann bestimmt, zu dem sie allein noch ein Zutrauen hatte, aber der Tod war dazwischen gekommen, und erst vor Kurzem hatte es sich unter ihrem Apparat von Teufelswerk, wie es ihr frommer Neffe nannte, gefunden, als er das Ganze unbesehens den Flammen übergeben wollte. Der Pfarrer war grade zugegen, sonst wäre es wohl nicht an Herrn Pacheltner, so groß sein Name außen zu lesen stand, gelangt, denn der ehrliche Heidigger konnte eben nicht lesen.

Dem Collegium der Richter war nun, da der Vicar zu der würdig gehaltenen Erzählung der Frau von Allgund die vollständigste Erzählung lieferte, der einzuschlagende Weg nicht länger zweifelhaft. Alles erschien nun in einem klaren Lichte, das Motiv, welches die Frevlerin zu der That getrieben hatte, war persönliche Rache, verbunden mit Eigennutz, der Modus der That war ermittelt, man konnte einen Criminalfall nicht schöner constatiren. Schade nur, daß die Verbrecherin nicht mehr zur Erbauung und zu abschreckendem Beispiel irdisch bestraft werden konnte! Der Pfleger von Eppan hatte noch seine eigenen Gedanken, daß sie sich auch nicht mehr verantworten

könne und er das Benehmen der Dame von Kippach, wie er sich dasselbe lebhaft zurückrief, immer noch nicht gerechtfertigt finde, indessen, was ließ sich thun? Der Blick, welchen ihm der Graf zugeschossen, that ihm noch weh, auch sah er von Amtswegen wohl ein, daß er sich bei dem Ausspruche des Collegiums wohl bescheiden müsse. Gelöst sind seine Zweifel nie worden, denn wie hätte er einen Blick in die Seele der Frau gewinnen können, welche einen solchen nicht einmal denen gestattete, welche ihr im Leben am Nächsten standen.

Ueber dem Hause von Allgund gingen seit diesem Tage wieder freundliche Sterne auf. Die schwere Krankheit, welche das Leben des jungen Paares bedroht hatte, nahte der Krisis und diese wurde glücklich überwunden. Beide genasen, ihre Schönheit allerdings war durch die Blattern zerstört und kehrte nicht wieder, aber deshalb liebten sie sich vielleicht um so mehr, da das gemeinsame Leid — dessen Quell sie ahnen mochten, wenn sie auch nie davon sprachen — sie nur inniger verbunden hatte. Die Mütter lebten nach der langen Trennung und dem erschütternden Wiedersehen in stiller Vereinigung und weihten manche feierliche Stunde der Erinnerung einer Vergangenheit, welche Beiden so Schweres gebracht. Die Verbannung von dem Herzen der Schwägerin,

das so gerne bereit gewesen wäre, der zerknirschten Agnes zu verzeihen oder ihre Selbstanklage zu entkräften, diese freiwillige Verbannung, welche sich Agnes zur Buße auferlegt hatte, wäre vielleicht ohne die Ereignisse, welche nun Schlag auf Schlag dies feste Herz trafen, niemals gebrochen worden. Aber nun war sie gelöst und ein letzter, wenn auch schwermüthiger, Schimmer der Lebenssonne verklärte mit friedlichem Einfluß die Tage der einsamen Frau — einsam inmitten des liebenden Kreises, der sie umgab.

Reinhart, wir sprachen es schon aus, hatte den schönsten Sieg einer lautern Brust errungen. Einmal, es war bald nachdem er mit seiner Mutter zu Meran gewesen, wandelte es ihn noch schmerzhaft an, als er Margarethen wieder sah, und er wäre fast von Neuem in die Fremde gewandert, aber er sagte sich, daß es nicht männlich, dem Kampfe, der mit Gott zu bestehen sei, zaghaft auszuweichen. So blieb er im Lande Tyrol, der Besten Einer, welchen das wackere Bergvolk je erzeugt, ein wahres Bild von Tyroler Trefflichkeit und Treue, liebenswürdig und edel, stark und gesund an Leib und Seele — und wenig Jahre waren in's Land gegangen, da hatte auch er ein liebendes Weib gefunden, mit ihr das reine Glück, das ihm die erste Wallung seines Herzens, mißleitet wie sie war, nie geboten hätte. Die

Rache verschmähter Liebe — so furchtbar sonst! — wagte sein Haupt nicht anzutasten.

Margarethen's weitere Lebensbahn hat die Geschichte verzeichnet. Als sie von Allgund an jenem schrecklichen Abende schied, von Allgund, wo ihr Herz mehr als einmal wohlthuenden Frieden gefunden hatte, dann aber die wilden, die „zweifelhaften Wünsche" ungezähmter Leidenschaft, von welcher Dante singt, ihr Zeitgenoß, da hatte sie ihr Glück auf ewig verloren. Stefano zu opfern, war ihr einziger Gedanke auf der Heimkehr — sie durchschaute nun erst die Triebfeder seines Thuns, er war das Kind nicht gewesen, das sie in ihm gesehen hatte, sie haßte ihn jetzt so glühend, wie sie Reinhart noch immer liebte, sie mußte ihn verfolgen und vernichten, als Opfer für die ruchlose That, welche er um ihretwillen vollbracht hatte. Als sie ihn aber sah und der Knabe zu ihren Füßen lag, ihr stammelnd Alles bekannte, jeder Hoffnung entsagte und nur nicht in die Verbannung gehen wollte, lieber den Tod vor ihren Augen sich geben, da jammerte sie des Getreuen, des Einzigen, der sie noch liebte und ob sie gleich nie das kleinste Zeichen von Huld ihm fortan gewährte, ihm streng und hart nur die Gebieterin war, litt sie ihn doch um sich und ach! er war in spätern Tagen ein nur zu willfähriger Knecht ihres Willens.

Dem Markgrafen begegnete, nach dem Tode des alten Königs und einer traurigen Reihe von Ehejahren, die Schmach, welche er sich durch einen früheren mannhaften Entschluß hätte ersparen können. Als er einst von der Jagd heimkehrte, fand er das Burgthor auf Tyrol versperrt, der Einlaß war ihm auf immer versagt. Es fruchtete nichts, daß er mehrmals versuchte, seine Gemahlin zu versöhnen, er fand auch auf den Schlössern der Landherren keine Aufnahme mehr und nur bei den Brüdern von Allgund konnte er eine Zeitlang sein verspottetes Haupt bergen, bis er endlich das Land verließ, für welches er schon deshalb nicht zum Herrn paßte, weil ihm des Tyrolers erste Mannestugend fehlte: ein entschlossener und kräftiger Sinn. — Wie Margarethen's Ehe später eigenmächtig gelöst wurde, wie sie ihre Hand dem wittelsbacher Churfürsten von Brandenburg reichte und nachdem sie ihn und ihr Kind diese Ehe überlebt, zu Wien ihr Land Tyrol dem Habsburgischen Hause zuwandte, welchem Tyrol fortan das treuste geblieben ist, das steht in Geschichtswerken zu lesen. Um ihr Herz haben sich aber stärkere Mächte gestritten, als welche ihr Erbe in Anspruch nahmen und wäre ihr ein Erdenloos gefallen, wie einer der anspruchlosen Frauen, welche auf den beiden Gütern von Allgund an der Seite geliebter Gatten glücklich

waren, die Geschichte würde gewiß ein anderes Bild von ihr zu verzeichnen haben.

Dies Glück der Brüder von Allgund, es blieb ihnen treu, im Hause, wie im öffentlichen Leben. Wo irgend gemeinsame Angelegenheiten des Landes Tyrol zu Rath und That riefen, fehlten die Brüder nicht und war Reinhart schnell zum Schwert, wo es galt, sein Blick den Feinden vernichtend, sein Arm siegreich im Kampfe, so wußte Reinhold mit klugem Sinne stets das Rechte zu wählen zu Frieden und Eintracht, milden Geistes beherrschte er doch alle Gemüther, und war er nicht schön mehr von Zügen, so hatte sein Auge noch immer den seelenvollen Blick, der ihm die Herzen gewann. Die Brüder von Allgund blieben der Stolz von Tyrol.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Guseck, Bernd <<von>>,

Girandola Novellen

Bd.: 4

Leipzig 1856